

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**August 8/2003**

---

**Aus dem Inhalt**

---

|                                                                           |     |
|---------------------------------------------------------------------------|-----|
| Kurt Josef Wecker<br>Die Autorität des Brot gewordenen Christus           | 225 |
| Bernhard Sill<br>Mittag des Lebens                                        | 227 |
| Sebastian Fiebig<br>Von Goldgräbern, Gipsfiguren und Grillfesten          | 234 |
| Martin Lätzel<br>Gottes Freundschaft in Briefen?                          | 238 |
| Markus Roentgen<br>Das beinahe Verstummen vor einer<br>übermächtigen Welt | 240 |
| Michael Kunzler<br>Gottes Werk und meine Gabe                             | 242 |
| Paul Meisenberger<br>Der Ökumenische Kirchentag in Berlin 2003            | 250 |
| Literaturdienst:                                                          | 253 |

---

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Kurt Josef Wecker, Hengebachstr. 28,  
52396 Heimbach | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-  
Schröffer-Str. 24, 85072 Eichstätt | Sebastian Fiebig,  
Tratzigerstr. 17, 22043 Hamburg | Martin Lätzel,  
Medagskamp 23, 24119 Kronshagen | Markus Roentgen,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Michael Kunzler,  
Kamp 6, 33098 Paderborn | Akad. O-Rat Dr. Paul  
Meisenberg, Worringer Str. 57, 42119 Wuppertal

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,  
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois  
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |  
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,  
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,  
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J.P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro  
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J.P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Kurt Josef Wecker

# Die Autorität des Brot gewordenen Christus

Es war Augustus, der ungewollt Heilsgeschichte schrieb und dessen Anordnung die Schritte Marias und Josefs nach „Brot-hausen“, nach Bethlehem lenkte. Ist es doch die Macht dieser Welt, die Gott Beine macht und die Fäden in der Hand hat? Wer bewegt wen? Lenkt die Weltgeschichte die Heilsgeschichte? Verleiht ein Herr dieser Welt dem peripheren Weihnachtsgeschehen universale Bedeutung? Oder ist das kaiserliche Machtwort ein verborgenes Wort des lebendigen Gottes und Augustus Diener eines Herren, der im Haus des Brotes im Futtertrog liegt?

Der August, der frühere *Erntemonat*, der alte *Mensis Sextilis* erinnert an Octavian, den Großneffen und Adoptivsohn Cäsars. Im Jahre 27 vor Christus wurde ihm der Titel *Augustus* verliehen. Der Würdenname fand vorher nur im sakralen Bereich Verwendung: Auf dem Weg von der Republik zum Prinzipat, zur Monarchie bereitet man einem sterblichen Menschen ein Namensfest: *Verklärung des Herrn* dieser Welt. Im Augustus-Titel (wie auch im Wort *Autorität*) verbirgt sich das Wort *augere* = mehr, vermehren, wachsen lassen. Offensichtlich erfuhren die Verehrer dieses Machtmenschen, dass seine ausgeübte Autorität *gut* war, dass er einer Epoche den Stempel aufdrückte. Er wurde als *Vermehrer* der Pax erlebt. Übt er seine Autorität menschenfreundlich aus? Beruhte sie auf Überzeugungskraft und gewinnender Ausstrahlungskraft? Oder setzte er seine Autorität autoritär, mit bezwingendem Druck durch?

Wahre Autorität trägt der, der andere neben sich wachsen lässt, der Macht teilt, der nicht manipulativ anderen seine Mei-

nung aufzwingt. Recht verstandene Auctoritas ist der reife Umgang mit der Macht. Gesunde Autorität bemüht sich um das Wachstum des Anderen, lässt unbequeme Fragen und befremdliche Antworten zu, entdeckt und fördert Talente neben sich, gewährt – begrenzt – Zeit zur Entscheidung.

Es gehört zum Wunder der Gegenwart Jesu Christi, dass sie sich auf wunderbare Weise vermehrt, indem sie sich brotförmig austeilen lässt. Fast hätte man diesen *Brot-Vermehrer* zum Augustus, zum Brotkönig (Joh 6,15) gemacht: zu einem, der Brot und Spiele garantiert und die elementaren Mangelerscheinungen durch ständige Wiederholung des Wunders behebt. Jesus entzieht sich dieser Versuchung (vgl. Mt 4,3) und bittet dafür um unser Ohr, um Redezeit. In seiner langen Brotrede möchte er uns Appetit auf sich machen. Doch zwingt er uns seine Nähe nicht auf. Nie dürfen wir uns an seine Autorität gewöhnen und sie in die Präambel unserer eigenen kirchlichen Tagesordnungspunkte abschieben. Dann bliebe von ihm nur eine bloß ritualisierte und gedankenlos hingegenommene Amtsautorität, ein Ehrengewand.

Christus vermehrt die Brote und möchte uns darin zeichenhaft seine seltsame Autorität schmackhaft machen. Der Herr der Kirche feiert seine Auferstehung ins Brot hinein; so übt er sein Prinzipat aus: Ihr bekommt meine Autorität auf Erden nicht anders zu fassen! Haben wir uns jemals geschämt, dass unser Herr so seine Autorität ausübt? Haben wir jemals die „große Weigerung“ (Dante) in Betracht gezogen? Er legt der Kirche seine Autorität in die Hände. Er bindet uns nicht an sich,

sondern respektiert die Abstimmung mit den Füßen: dass Jünger weggehen (Joh 6,66; Mk 10,22) und sich seiner Autorität entziehen. Er ist so herrlich frei und gibt frei, auch wenn dies ein geistlicher Rückschritt wäre; und er besitzt die Macht, auch den Weggehenden nahe zu bleiben. Der johanneische Christus hat Autorität, weil er die Wahrheit ist, ohne sie gewaltsam durchzusetzen. Er wagt, laut „Ich“ zu sagen: Siebenmal! Großgeschrieben! Er ist kein Ich, das sich aufplustert und andere autoritär wegdrückt, das nur an sich und seine Machtsteigerung denkt. Der Ich-sagende Christus ist lebendiges Brot (Joh 6,51), das sich zum baldigen Verzehr für uns bestimmt. Dieses Ich möchte unser unverwechselbares Ich hervorbringen und uns zum gotteshungrigen Wir verbinden.

Der Regierungsstil des Octavian bannte Menschen durch die Aura der Macht und Distanz; dies verlockte zum Verleih übermenschlicher Ehrentitel. Christus, geboren in „Brothausen“ im Lande Juda, der unter dem Zeichen des Brotes in seiner Kirche residiert und jegliche Ehrentitel zurückgewiesen hat, geht nicht auf Distanz. Nicht nur am See von Tiberias raucht der Ärger der Masse über die Zumutung dieser Art der Autoritätsausübung: Warum nutzt dieser Wundermann nicht die Gunst der Stunde und schwingt sich auf zum Übermenschen, der den Hunger in der Welt in den Griff bekommt? Und warum erfindet er nicht andere Insignien seiner Macht, mit denen er sich Autorität erschleicht? Warum dieser lautlose Dienst-Weg über das zerbrechliche Brot?

„Wie soll ich dich empfangen?“, fragt der große schlesische Protestant Paul Gerhardt. So, dass ich mir unter dem armen Zeichen eines *Bisschen* Brotes die „Autorität des bittenden Christus“ (Eberhard Jüngel) gefallen lasse.

Liebe Leserinnen und Leser,

passend zur Urlaubszeit geht **Prof. Dr. Bernhard Sill**, Professor für Moralthologie und Sozialethik an der der Kath. Universität Eichstätt, dem Erleben der Zeit nach, das in den Vierzigern, der Lebensmitte, sich vielfältig verdichtet. Biblisch, psychologisch, mystisch-theologisch nähert er sich, um zu einem geistlichen Indikativ und Imperativ gleichermaßen zu gelangen.

Ebenfalls passend zur Ferienzeit berichtet der Hamburger Pastoralassistent **Sebastian Fiebig** vom Engagement der Pfarrjugend seiner Gemeinde in einer städtischen Ferienaktion und beleuchtet die pastoralen Chancen eines solch „weltlichen“ Projekts.

Ausgehend von der Veröffentlichung eines Briefwechsels entwickelt **Martin Lätzel**, Theologischer Referent am Erzbischöflichen Amt in Kiel, Gedanken, die über den Briefschreiber Paulus zu uns selbst als potentiellen Briefschreibern führt – auch dies eine geistliche Anregung für die Ferien.

Zum 100sten Geburtstag des Theologie und Geschichte durchdenkend in sein Werk aufnehmenden Dichters Reinhold Schneider hat **Markus Roentgen**, Referent in der Männerseelsorge im Erzbistum Köln, einen kurzen Gedenkbeitrag verfasst.

**Prof. Dr. Michael Kunzler**, Professor für Liturgiewissenschaft an der Theologischen Fakultät Paderborn, stellt, ausgehend vom Gabeanteil der Gläubigen am eucharistischen Opfer, Überlegungen zur theologischen Verortung des Messstipendiums vor.

**Dr. Paul Meisenberg**, Subsidiar und Akademischer Oberrat an der Gesamthochschule Wuppertal, gibt seine Eindrücke vom Ökumenischen Kirchentag in Berlin wieder, zur Information für die nicht vor Ort Gewesenen, zum Vergleich mit der eigenen Wahrnehmung für die Teilnehmenden.

Eine gute Ferienzeit, die auch etwas Luft für die hoffentlich anregende Lektüre des Pastoralblatts lässt, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Bernhard Sill

# Mittag des Lebens

*„Oh Lebens Mittag! Feierliche Zeit“*  
Friedrich Nietzsche

## I. Lebenskunst und Lebensalter

Dass „nur eine Frage das Denken wirklich lohne, und das sei die des rechten Lebens“, schreibt der Schriftsteller Robert Musil (1880–1942) in seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“.<sup>1</sup> Die Wissenschaft, deren Denken der lohnenden Frage „des rechten Lebens“ gilt, ist die Ethik. Gegenstand der Wissenschaft, die sich Ethik nennt, ist das „recte vivere“, und das Wissen dieser Wissenschaft daher Lebenswissen, das die „Logik“ dessen, was es heißt: recht (zu) leben, zu reflektieren sucht.

Recht begriffen ist Ethik also immer Lebenskunde und Lebenslehre. Denn sie ist Kunde und Lehre davon, was unter den Weisen zu leben rechte Weisen sind und was nicht. Das Interesse der Ethik an der Frage des rechten Lebens ist kein anderes als das Interesse an der Frage des gelingenden Lebens. Der „Logos“ der Ethik ist damit und darum immer „Logos“, der die Logik des Gelingens lehrt, so dass es sich in der Tat empfiehlt, die Ethik als Lehre vom gelingenden Leben zu bezeichnen.

Es ist der Gesichtspunkt des Gelingens, unter dem Ethik das Leben bedenkt. Das „Lebenswissen“ der Ethik will daher „Lebenshilfe“ sein, und der Ethiker nicht hilfloser, sondern hilfreicher Helfer in den Dingen eines umfassend gelungenen Lebens. Der „Unterricht“ in der „Schule“ der Ethik ist daher „Unterricht“ in dem „Schulfach“, das sich Lebenskunst nennt. Dieses Fach, das in der „Schule“ der Ethik ganz gewiss „Hauptfach“ ist, ist in puncto gelingendes Leben die eigentliche Hauptsache. Denn Kunst ist

immer „ins Gelingen verliebt“<sup>2</sup>, so auch die Lebenskunst.

Wenn eben das die Sache der Lebenskunst ist, dass Leben „umfassend“ gelingt, dann heißt das: Ethik hat auch und besonders das spezifische Gelingen der einzelnen Lebensalter zu reflektieren. Da überrascht es, dass es wahrlich wenige Ethiker sind, die eine „Ethik der Lebensalter“ zu schreiben für richtig und wichtig halten. Gleichwohl ist die Zeit reif, ja überreif dafür, dass sich jetzt nach und nach eine „Ethik der Lebensalter“ etabliert.<sup>3</sup>

In jüngerer und jüngster Zeit ist es immer wieder einmal das Lebensalter der Lebensmitte gewesen, das als Lebenszeit mit besonderem Lebensbedarf an Lebenskunst in den Mittelpunkt eines breiten Interesses gerückt ist.<sup>4</sup> Grund genug, dass sich eine „Ethik der Lebensalter“ einmal gründlich damit beschäftigt. Denn dabei lässt sich sozusagen die Probe aufs Exempel machen, wozu Projekt und Konzept einer „Ethik der Lebensalter“ tatsächlich tauglich sind.

## II. Der lebenszeitspezifische Index des Lebensalters der Lebensmitte

Sie ist immer wieder einmal gut für Schlagzeilen – die Lebenszeit der Lebensmitte. Da gibt es welche, die sagen, sie sei eine furchtbare Lebenszeit, und da gibt es welche, die sagen, sie sei eine fruchtbare Lebenszeit. Irgendwo dazwischen – zwischen nur furchtbar und nur fruchtbar, da trotz mancher Furchtbarkeit auch fruchtbar und trotz mancher Fruchtbarkeit auch furchtbar – ist das zu suchen, was die Lebenszeit der Lebensmitte zu der Zeit macht, die sie ist, und das ist eine Zeit, deren Gelingen stets gefährdetes Gelingen ist.

Eines guten (oder gar nicht guten Tages) sind sie da: die „besten Jahre“ der Lebensmitte, und dann zeigt sich, ob die Frauen und Männer, die jetzt in die Jahre der Lebensmitte gekommen sind, auch gewappnet sind, diese Lebensjahre zu „guten Jahren“ zu machen. Zufall ist es jedenfalls wohl nicht, dass die Lebensprobleme der Lebensmitte Probleme

me sind, bei denen der Faktor Zeit regelmäßig eine einigermaßen große Rolle spielt.

Das wundert in der Tat nicht, denn wer sind die Menschen zur Lebenszeit der Lebensmitte denn? Sie sind Menschen, die sind zu jung, um als alt gelten zu können, und sie sind Menschen, die sind zu alt, um als jung gelten zu können. Sie sind Menschen, die sind nicht „Junioren“ und die sind nicht „Senioren“. Das ist das, was sie nicht sind. Doch was ist das, was sie sind? Sie sind die Menschen der großen Zeitschwelle mitten im Leben, die die Lebenszeit der Lebensmitte ist. Sie sind die Menschen dieser Zeit, die ihnen Chronos und Kairos ist, und sie sind das eigentlich eher weniger gern.

Lebensmitte – das heißt: Es ist jetzt „Halbzeit“ im Leben, und da mag sich so manche Frau und so mancher Mann eben das sagen, was sich der Dichter Erich Kästner (1899–1974) zur „Halbzeit“ seines Lebens auch gesagt hat:

*Sich selbst zum 40. Geburtstag  
Du weißt, mein Bester, daß ich nichts  
beschönige. Deshalb vergiß nicht, was  
man sehr leicht vergißt: Doppelt so alt,  
wie Du heute geworden bist, werden nur  
wenige.<sup>5</sup>*

Ein solches „Memento“, das sich aus biblischer Lebenskunde speist – „Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es achtzig“ (Ps 90,10) –, hat regelmäßig bei sich jene Erinnerung, die Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.) in den „klassischen“ Satz „fugit inreparabile tempus“<sup>6</sup> gekleidet hat. Denn was die Menschen der Lebensmitte (be)drückt, ist der Druck der „übrigen“ Zeit auf die Gegenwart.

Es ist dieser „Zeitdruck“, der den Menschen der Lebensmitte dann doch beachtlich zu schaffen macht. Denn was in der Zeitspanne der Lebensmitte geschieht, ist: Es wandelt sich bei den Menschen das Zeitgefühl, und damit ändert sich auch deren „Zeitrechnung“ im Leben. Seine Lebenszeit messen heißt jetzt, da die Lebenszeit der Lebensmitte erlebte biographische Gegenwart ist, sie nicht messen als die Zeit von der Geburt bis zur Gegenwart, sondern als die Zeit von der Gegenwart bis zum Tod.

Es wechselt in den Lebensjahren der Lebensmitte die Zählung der Lebensjahre: die aufsteigende Zählung weicht der absteigenden Zählung der Lebensjahre. Der Grund dafür, dass die Menschen mit Erreichen der Lebensmitte damit beginnen, jetzt die Lebensjahre anders zu zählen, ist der: Sie machen die Erfahrung, die eine Glückwunschkarte zum 40. Geburtstag, die man in einigen englischsprachigen Ländern kaufen kann, so auf den Punkt bringt. Da steht auf der Vorderseite der Karte der Satz: „Relax, 40 isn't the end!“, und auf der Innenseite der Karte dann der Satz: „It's just the beginning of the end. Happy birthday!“

Mit den Lebenstagen der Lebensmitte ist es wohl tatsächlich so: Einer dieser Tage spielt dem Menschen die Erfahrung des „This is the first day of the rest of your life“ zu, und mit dieser Erfahrung wird dann eben doch einiges anders im Leben – so nicht „totaliter aliter“, so doch „partialiter aliter“. Gezählt werden ab dem Lebensdatum der Lebensmitte jetzt die Tage, die zum Leben bleiben, denn die Menschen der Lebensmitte sind Menschen, denen mehr und mehr bewusst(er) wird, dass die Tage unseres Lebens gezählt sind, und wir daher gut daran tun, sie zu zählen, haben wir doch so und nur so die Chance, „ein weises Herz (zu) gewinnen“ (Ps 90,12).

In so bislang nicht gekannter Form die Erfahrung zu machen, dass das Leben auf den Tod zulebt, – gerade auch das zählt zu den Lebensdingen der Lebensmitte. Lebensgedanken in der Lebensmitte sind jedenfalls immer auch Gedanken an das Lebense, Gedanken an den Tod. Denn spätestens die Lebensmitte ist die Zeit im Leben, die dem Menschen den „dunklen Bescheid“<sup>7</sup> zumutet, dass das Sein seines Lebens „Sein zum Tode“ (Martin Heidegger) ist und die Zeit des Lebens „auf Widerruf gestundete Zeit“ (Ingeborg Bachmann).

### III. Depression oder Rebellion?

*Das Lebensbild der Lebensmitte in einem Gedicht von Eugen Roth und einem Lied von Wolf Biermann*

Gelöst ist das Rätsel noch nicht, was den Schriftsteller Eugen Roth (1895–1976) dazu inspirierte, sein Gedicht „Die guten Vierziger“ zu schreiben. Es findet sich in seinem Versbuch „Der Wunderdoktor“ aus dem Jahre 1939 und hat diesen Text:

*Das Leben, meint ein holder Wahn,  
Geht erst mit vierzig Jahren an.  
Wir lassen uns auch leicht betören,  
Von Meinungen, die wir gern hören,  
Und halten, längst schon vierzigjährig,  
Meist unsre Kräfte noch für bärig.  
Was haben wir, gestehen wirs offen,  
Von diesem Leben noch zu hoffen?  
Ein Weilchen sind wir noch geschäftig  
Und vorderhand auch steuerkräftig,  
Doch spüren wir, wie nach und nach  
Gemächlich kommt das Ungemach  
Und wie Hormone und Arterien  
Schön langsam gehen in die Ferien.  
Man nennt uns rüstig, nennt uns wacker  
Und denkt dabei: „Der alte Knacker!“  
Wir stehn auf unsres Lebens Höhn,  
Doch ist die Aussicht gar nicht schön,  
Ganz abgesehn, daß auch zum Schluß –  
Wer droben, wieder runter muß.  
Wer es genau nimmt, kommt darauf:  
Mit vierzig hört das Leben auf.<sup>8</sup>*

Und die Moral von dem Gedicht – das ist der Satz: Lebensqualität jenseits der Lebensmitte – das gibt es praktisch nicht. Selbst wenn sich Eugen Roths Gedicht betont salopp von seiner ersten bis zur letzten Zeile gibt, mindert dies keineswegs die bitter-böse „Lebensphilosophie“, die es an den Mann und an die Frau bringen will.

Recht besehen ist aus Eugen Roths Sicht der Dinge mit der Mitte des Lebens bereits das Ende des Lebens gekommen. Denn was bleibt nach dem Aufstieg zur Höhe des Lebens, ist einzig die Aussicht auf den Abstieg. Und wer wird daran schon Gefallen finden?! Denn am Ende des Abstiegs wartet – Eugens Roths Gedicht deutet dies zwischen den Zeilen an – der Tod. Doch sollten sich „Die guten Vierziger“ allesamt einmal fragen, ob man die Dinge so sehen muss, wie Eugen Roth sie sah, oder ob man sie nicht auch ganz anders sehen kann.

Den Liedermacher Wolf Biermann (\*1936) dürfte die Thematik der Lebensmitte nicht nur am Rande beschäftigt haben. Geschrieben hat er jedenfalls als eines seiner wohl besten Lieder auch ein Lied der Lebensmitte. Getextet und komponiert hat der aus der damaligen DDR ausgebürgerte Dichter und Sänger dieses Lied, das er ein „Lied vom donnernden Leben“ nennt, für das Fernsehspiel „Liebe mit 50“ des Dramatikers Colin Welland, das dann im Februar 1976 im Deutschen Fernsehen zu sehen war. Wolf Biermann hat seinem „Lied vom donnernden Leben“, das sein Lied von der – donnernden – Lebensmitte ist, den Titel „Das kann doch nicht alles gewesen sein“ gegeben. Wann und wo er es singt, singt er dann diese sechs Strophen seines Lebenslieds der Lebensmitte:

*Das kann doch nicht alles gewesen sein  
Das bißchen Sonntag und Kinderschrein  
das muß doch noch irgendwo hin gehn  
hin gehn  
Die Überstundn, das bißchen Kies  
Und aabns inner Glotze das Paradies  
darin kann ich doch keinen Sinn sehn  
Sinn sehn  
Das kann doch nich alles gewesen sein  
Da muß doch noch irgend was kommen!  
nein  
da muß doch noch Leebn ins Leebn  
eebn  
He, Kumpel, wo bleibt da im Ernst mein  
Spaß?  
Nur Schaffn und Raffn und Hustn und  
Haß  
und dann noch den Löffl abgebn  
gebn  
Das soll nun alles gewesen sein  
Das bißchen Fußball und Führerschein  
das war nun das donnernde Leebn  
Leebn  
Ich will noch 'n bißchen was Blaues sehn  
Und will noch paar eckige Rundn drehn  
und dann erst den Löffl abgebn  
eebn<sup>9</sup>*

Wie anders, als Wolf Biermann es in seinem Lied tut, sollte man treffender von der Erfahrung Lebenskrise der Lebensmitte reden, sie gewissermaßen auf den Punkt

bringen? So werden die sprechen, deren – dem Glücken des Lebens wenig dienliche, da wenig Lebensglück bringende – Lebensweise, auf das Geschehen der Lebensmitte zu reagieren, als Reaktionstyp der „Rebellion“ zu klassifizieren wäre.

Wie anders, als Eugen Roth es in seinem Gedicht „Lied vom donnernden Leben“ tut, sollte man treffender von der Erfahrung Lebenskrise der Lebensmitte reden, sie gewissermaßen auf den Punkt bringen? So werden die sprechen, deren – dem Glücken des Lebens ebenfalls wenig dienliche, da wenig Lebensglück bringende – Lebensweise, auf das Geschehen der Lebensmitte zu reagieren, als Reaktionstyp der „Depression“ zu klassifizieren wäre.

Beide Reaktionstypen – die „Rebellion“ wie die „Depression“ – sind keine geeigneten Lebensmuster, die Lebenszeit der Lebensmitte so zu leben, dass deren Lebenslogik „Logik“ des Gelingens heißen darf. Die „Logik“ des Gelingens hat ihre eigenen Gesetze, und es dürfte in jedem Fall für die im Lebenskreis der Lebensmitte befindlichen Männer und Frauen echten biographischen Gewinn bringen, diese zu erkennen und anzuerkennen.

#### **IV. Zur „Psycho-Logik“ der Lebensmitte als Lebenswende**

##### *Gedanken von und zu Carl Gustav Jung*

Die Lehrbücher der Psychologie lassen keinen Zweifel daran: Der Schweizer Psychologe Carl Gustav Jung (1875–1961) hat das Interesse an der Lebenszeit der Lebensmitte und deren Lebensfragen in diesem Jahrhundert begründet und befördert. Es war 1931, als C. G. Jung einen seiner Vorträge unter dem Titel „Die Lebenswende“ in überarbeiteter Fassung in Druck gab.<sup>10</sup> Der Titel war ganz bewusst so gewählt, denn für die Psychologie C. G. Jungs ist der Sinn der Lebensmitte der, „Lebenswende“ zu sein, und das in dem Sinn, dass das Leben jetzt nach und nach eine „Wende“ bringen will: eine „Wende“ im Verhältnis der Seele zu den

Dingen des Todes und im Verhältnis der Seele zu den Dingen der Religion.

Für die Psychologie C. G. Jungs ist seelisch wirklich das, was seelisch wirkt. So besehen ist dann auch der Tod seelisch wirklich bereits in der Lebensmitte da seelisch wirkend. Dem Schweizer Psychologen Carl Gustav Jung spricht damit der Schweizer Dichter Gottfried Keller (1819–1890), der einen der Akteure in seiner Novelle „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ einmal sagen lässt, es zieme sich, „in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken“<sup>11</sup>, ganz und gar aus der Seele.

C. G. Jungs psychologisches Konzept sieht nämlich mit Erreichen der Lebensmitte für den Menschen die Zeit gekommen, das Reifen der Seele ab sofort auch als Reifen der Seele zum Tode zu begreifen. Mit Erreichen der Mitte seines Lebens sollte der Mensch wissen, so das Votum seiner Psychologie, dass er künftig nur der Vertraute des Lebens sein kann, wenn er auch der Vertraute des Todes ist. Ohne eine Haltung gegenüber dem Tod kann es in der zweiten Hälfte des Lebens keine gültige und stimmige Haltung gegenüber dem Leben geben. Seelisch reifen kann der Mensch ab der Mitte seines Lebens nur, wenn er sich auch willens zeigt, die zweite „Halbzeit“ seines Lebens als „Schulzeit“ des Lebens und des Todes gleichermaßen zu leben.

Doch die Lebensfrage, die die Todesfrage ist, ist keineswegs die einzige Lebensfrage, die die Männer und Frauen in der Lebensmitte zu beschäftigen beginnt. Denn da ist ebenfalls auch die Lebensfrage, die C. G. Jung für die eigentliche „Gretchen-Frage“ der Lebenszeit der Lebensmitte hält, und das ist die Frage: „Wie hältst Du’s mit der Religion?“. Die Lebensantwort, die Frauen und Männer auf diese Lebensfrage geben, wenn die Lebenszeit der Lebensmitte da ist, ist – da war sich C. G. Jung ganz sicher – wahrlich nicht gleich-gültig, ist sie doch als so oder so gegebene Lebensantwort nicht ohne Einfluss darauf, dass die Lebenszeit der Lebensmitte eine gute Zeit ist.

C. G. Jung war durch und durch davon überzeugt, dass mit der Lebenszeit der

Lebensmitte im Leben die Zeit gekommen ist, in der Seele und Religion nun die Chance haben, mehr und mehr eine „innere“ Verbindung einzugehen. C. G. Jung wusste: Religion ist Rückbindung, und er wusste auch, dass die Seele der „mittelalterlichen“ Frauen und „mittelalterlichen“ Männer diese Rückbindung seelisch braucht, und daher hat er stets dafür plädiert, die Verbindung von Seele und Religion entsprechend auch zu pflegen.

## V. Zur „Theo-Logik“ der Lebensmitte als Lebenskehr

*Gedanken von und zu Johannes Tauler*

Johannes Tauler (ca. 1300–1361), der neben Meister Eckhart und Heinrich Seuse zu den drei Großen der „Deutschen Mystik“ zählende „Lebemeister“ aus dem Elsaß, dessen Todesjahr sich im Todesjahr Carl Gustav Jungs zum 600. Mal jährte, hat sich zu seiner Zeit der Lebenszeit der Lebensmitte ebenfalls mit größtem Interesse gewidmet und ein Lebensbild der Lebensmitte gezeichnet, das diese Lebenszeit als Zeit der sogenannten „zweiten Bekehrung“ (Reginald Garrigou-Lagrange) zeigt.

Wenn Carl Gustav Jung in seiner „Psychologie“ ein Lebensbild der Lebensmitte zeichnet, das diese Lebenszeit als Zeit einer „Lebenswende“ zeigt und diese Wende auch als religiöse Wende sieht, dann ist das Geist von dem Geist, der auch der Geist des Predigers aus dem 14. Jahrhundert ist, der in seinen Predigten wieder und wieder darauf zu sprechen kommt, dass die Lebenszeit der Lebensmitte, so sie gute Zeit ist, Zeit einer „Lebenskehr“ ist, in der geschieht, dass wir uns zu Gott kehren bzw. uns zu Gott kehren lassen.

Denn eben das ist das, was die Lebenszeit der Lebensmitte besonders auszeichnet, sagt Johannes Tauler wieder und wieder: daß sie ganz im Zeichen einer Lebenskehr steht, in der wir uns zu Gott (be)kehren und Gott uns zu sich (be)kehrt. Es sind die Lebensjahre zwischen 40 und 50, die für diesen Prediger

der Lebensmitte die Lebensjahre bilden, in denen im geistlichen Leben des Menschen Wichtiges geschehen will. Was da geschehen will, darüber predigt Johannes Tauler einmal so:

*„Der Mensch tue, was er wolle, und fange es an, wie er wolle, er kommt niemals zu wahren Frieden, noch wird er dem Wesen nach ein Mensch des Himmels, bevor er an sein vierzigstes Lebensjahr kommt. Bis dahin ist der Mensch mit so vielerlei beschäftigt, und die Natur treibt ihn hierhin und dorthin, und manches ist, was die Natur (in ihm) oft beherrscht, während man wähnt, es sei ganz und gar Gott, und er kann nicht zu wahren, vollkommenem Frieden kommen noch ganz des Himmels werden vor jener Zeit. Dann soll der Mensch noch zehn Jahre warten, ehe ihm der Heilige Geist, der Tröster, in Wahrheit zuteil werde, der Geist, der alle Dinge lehret.“<sup>12</sup>*

Der Mystiker aus dem Dominikanerorden spricht in dieser seiner Predigt zum Fest „Christi Himmelfahrt“ die Stufe im Stufenbau des geistlichen Lebens an, die die Lebensjahre der Lebensmitte bilden, und er tut das nicht ohne Grund. Denn dank seiner Kompetenz in den Dingen des geistlichen Lebens, die diesen Lebemeister auch da Bescheid wissen lässt, wo das geistliche Leben der Lebensmitte das Thema ist, weiß dieser „Meister“ des geistlichen Lebens auch, dass wir die Zeit der Lebensmitte dann und nur dann richtig leben, wenn wir in dieser Zeit unsere Lebensheimat in Gott finden.

Kein „Chronos“ des menschlichen Lebens ist daher in Johannes Taulers Sicht der Dinge so „Kairos“, buchstäblich im Innersten die Erfahrung Gottes als des „interior intimus“ (Augustinus) zu machen, wie der „Chronos“ der Lebensjahre der Lebensmitte. Es gilt daher, die Lebensjahre der Lebensmitte so zu leben, dass wir in der Lebenszeit unserer Lebensmitte unsere existentielle Lebensmitte in Gott finden. Denn es ist eben die Zeit der Lebensjahre zwischen 40 und 50, die, so sie gelebt ist als Zeit der „Lebenskehr“ zu Gott, „Zeit der Gnade“ (2 Kor 6,2) ist, da Zeit gewonnener Gottes-Gegenwart.

Zeit dafür, im Geheimnis Gottes daheim zu sein – das ist für den Mystiker Johannes Tauler das Lebensgeheimnis der Lebensmitte. Mit dem „Prediger“ aus biblischer Zeit weiß der „Prediger“ aus dem Elsaß: „Jegliches hat seine Zeit“ (Koh 3,1), und so sieht er mit der Lebenszeit der Lebensmitte die Zeit im Leben gekommen, die gute Zeit dafür ist, durch „Einkehr“ in den Seelengrund die Erfahrung der „Einheit“ mit Gott zu machen.

Der Mensch der Lebensmitte, der sich wohl fühlt in seiner Haut, das ist für Johannes Tauler keine Frage, ist der Mensch, der sich Gott bis in den Seelengrund geöffnet hat. Denn was eben in der Lebenszeit der Lebensmitte geschehen will, so sagt Johannes Tauler wieder und wieder, ist, dass Gott „geistlicherweise“ in uns geboren wird, und so ist die geistliche „Gottesgeburt“ im Seelengrund der eigentlich geistliche Gewinn der Lebenszeit der Lebensmitte.

In Johannes Taulers Sicht der Dinge ist die Lebenszeit der Lebensmitte ganz „Kairos“. Es ist der „Kairos“ der „Einkehr“ in den Seelengrund und damit der „Kairos“, der Gegenwart Gottes im innersten Inneren innezuwerden. Es ist eben das der eigentlich geistliche „Kairos“ der Lebenszeit der Lebensmitte, sagt Johannes Tauler, dass Gott „geistlicherweise“ in uns geboren wird, und so ist die geistliche „Gottesgeburt“ im Seelengrund der eigentlich geistliche Gewinn der Lebenszeit der Lebensmitte.

Wann und wo Gott mitten in den Menschen der Lebensmitte „geistlicherweise“ geboren wird, geschieht dies: Mehr und mehr im Frieden Gottes daheim, sind sie im Geheimnis Gottes daheim. Gott als Geheimnis des Lebens der Lebensmitte zu erfahren – keine unter den „mittelalterlichen“ Frauen und keiner unter den „mittelalterlichen“ Männern, die – so jedenfalls denkt Johannes Tauler sich das – dazu nicht berufen und begnadet sind. Denn Gott ist mit seiner Gegenwart auch und besonders da im Leben der Frauen und Männer, deren Gegenwart die Lebenszeit der Lebensmitte ist.

So ist das Lebensgeheimnis der Lebensmitte das Gottgeheimnis der Lebensmitte. Dass wir uns Zeit nehmen, die Zeit der

Lebensmitte als Zeit der Lebenskehr zu Gott zu leben, macht diese Lebenszeit zur „Gotteszeit“. Gott, der „Ich bin da“ (Ex 3,14), ist „da“ auch im Lebensgeschehen der Lebensmitte. Gut, dass jemand wie Johannes Tauler das einmal so einmalig gepredigt hat!

## VI. Gott finden in den Dingen der Lebensmitte

### *Der geistliche Indikativ und der geistliche Imperativ der Lebensmitte*

„Gott (lässt sich) finden in allen Dingen“ (Ignatius von Loyola) – auch und gerade in den Dingen der Lebensmitte. Das ist die „Frohe Botschaft“ – gerichtet an alle Männer und Frauen der Lebensmitte. Es darf also ruhig die Krise der Lebensmitte geben, denn auch der krisenhafte Umbruch des Lebens zur Lebenszeit der Lebensmitte kann „Zeit der Gnade“ (2 Kor 6,2) sein, in der Gott uns so zu sich aufbricht, dass wir zu IHM aufbrechen können. Die Erfahrung der Lebenskrise der Lebensmitte kann somit zur Erfahrung Gottes als wirklichster Wirklichkeit führen. Es ist ja nicht nur so, dass wir nicht ruhen, ehe wir ruhen in Gott. Es ist auch so, dass Gott nicht ruht, ehe ER ruht in uns. Die Zeit der Lebensmitte ist in jedem Fall Zeit, in der Gott dem Menschen und der Mensch Gott näher kommen kann. Im Leben der Lebensmitte kann das lebendige Leben mit dem lebendigen Gott neu und anders gewonnen werden, kann sich das Geheimnis Gottes als Geheimnis des Lebens neu und anders zeigen.

Gott ist gegenwärtig besonders auch denen, deren Gegenwart die Lebenszeit der Lebensmitte ist. Darum ist diese Zeit auch „heilige Zeit“ und der Boden der Lebensmitte „heiliger Boden“. Gott will sich finden lassen, will denen, die IHM nahe sein wollen, nahe sein, will denen, die SEINE Nähe suchen, SEINE Nähe schenken. Das Datum der Lebensmitte ist damit das Datum, an dem die Erfahrung Gottes, die in der Mitte unserer Existenz aufbricht, unser Leben so wandeln kann, dass wir nun glaubender,

hoffender, liebender werden und Gott sich uns mehr und mehr bekannt macht als DER, in DEM „wir leben, uns bewegen und sind“ (Apg 17,28).

Denn die Stunde der Lebensmitte ist die Stunde, neu und anders die Erfahrung zu machen: Ich bin in Gott und Gott ist in mir. So ist es durchaus angebracht, die Gunst dieser Stunde zu nutzen, denn wir werden zwar automatisch älter, doch automatisch reifer und automatisch frömmere werden wir nicht. Doch sollten wir das nach Möglichkeit in und jenseits der Lebensmitte werden: reifer, was die Lebensgestalt angeht, und frömmere, was die Glaubensgestalt angeht, und wir können das auch werden.

Der Mensch, der gerade jetzt – während der Zeit seiner Lebensmitte – die innige Nähe Gottes will, muss jedoch wissen, dass diese sich an die Bedingung, innige Nähe auch zu sich zu haben, knüpft. So jedenfalls hat Nicolaus von Kues (1401-1464) die Dinge gesehen und sie gewiss richtig gesehen. In dessen Schrift „De visione Die“ findet sich ein Gebet, in dem Gott selbst die Antwort auf die Frage gibt, wie denn die Innigkeit dessen, dass sich Gott dem Menschen zu eigen gibt, „realiter“ möglich ist. Das Gebet dieses dem Geheimnis des Göttlichen und Menschlichen sehr nahe gekommenen großen Gottesgelehrten, dessen „docta ignorantia“ in göttlichen und menschlichen Dingen doch auf gar keinen Fall die Ignoranz eines Ignoranten war, lautet:

*„Wie soll ich Dich bitten? Denn was ist sinnloser, als zu bitten, Du mögest Dich mir schenken, da Du doch alles in allem bist. Und wie wirst Du Dich mir geben, wenn Du mir nicht zugleich Himmel und Erde gibst und alles, was in ihnen ist? Ja, noch mehr: wie wirst Du Dich mir geben, wenn Du mich nicht mir selbst gibst? Und wenn ich so im Schweigen der Betrachtung verstumme, antwortest Du mir, Herr, tief in meinem Herzen und sagst: Sei du dein und ich werde dein sein.“<sup>13</sup>*

Der Mensch soll das Seine tun, sich näher zu sich zu bringen. Dann tut Gott auch das SEINE, sich näher dem Menschen zu bringen. So die „Logik“ dieses Gebets, das in

einmaliger „coincidentia oppositorum“ den Gegensatz aufhebt, sich zu eigen und Gott zu eigen zu sein. Nicolaus von Kues zeigt, dass dieser Gegensatz in Gott, in dem alle Gegensätze zusammenfallen, zusammenfällt und damit dann kein Gegensatz mehr ist.

Sie sei einfach zum Davonlaufen, die Lebenszeit der Lebensmitte, – dieser Satz ist so oder ähnlich ab und zu von Frauen und Männern in diesem Lebensalter zu hören. Doch alle die, die jetzt daran denken, davonzulaufen, erweisen sich und ihrem Leben damit keinen Gefallen. Sie laufen sich davon und damit auch Gott davon, und das ist buchstäblich gegenläufig zu dem, was jetzt eigentlich laufen sollte. Geläufig sollte den Frauen und Männern jetzt sein, die Zeit der Lebensmitte eine Zeit wachsender Nähe sein zu lassen: wachsender Nähe zu sich und damit wachsender Nähe zu Gott.

Die Fülle des Lebens – es gibt sie auch zur Mittagszeit des Lebens. Denn der Chronos des Lebensalters der Lebensmitte ist ganz Kairos. „Pflücke die Lebenstage der Lebensmitte!“ lautet daher das Lebensgebot der Lebensmitte.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Roman. Herausgegeben von Adolf Frisé. Reinbek bei Hamburg 1981, 255.
- <sup>2</sup> Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung, in: Ders.: Gesamtausgabe in 16 Bänden. Frankfurt am Main 1977, Band V, 1.
- <sup>3</sup> Die Dringlichkeit einer „Ethik der Lebensalter“ hat Romano Guardini (1885-1968) bereits 1953 betont. Siehe: Romano Guardini: Die Lebensalter. Ihre ethische und pädagogische Bedeutung (Topos-Taschenbücher; Bd. 160). Mainz <sup>10</sup>1986. Die Belange und Bezüge des Glaubens in den verschiedenen Lebensaltern reflektiert: Michael Schneider: Zur Reifungsgeschichte des Glaubens in den Lebensaltern (EDITION CARDO; Band LXVI). Köln 2001.
- <sup>4</sup> Die Dinge des Lebensalters der Lebensmitte gerade auch aus theologischer Sicht behandeln diese Publikationen: Anselm Grün: Lebensmitte als geistliche Aufgabe (Münsterschwarzacher Kleinschriften; Bd. 13). Münsterschwarzach 1980; Bernhard Sill: Projekt Lebensmitte. Regensburg 1994.

- <sup>5</sup> Erich Kästner: „Kurz und Bündig. Epigramme“ (1950), in: Ders.: Gesammelte Schriften. Köln / Berlin o. J., Band I: Gedichte. 317–346, 336.
- <sup>6</sup> P. Vergilius Maro: *Georgica*. Vom Landbau. Lateinisch / Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Otto Schönberger. Stuttgart 1994, 90 [Liber tertius, 284].
- <sup>7</sup> Eugen Biser: *Dasein auf Abruf. Der Tod als Schicksal, Versuchung und Aufgabe*. Düsseldorf 1981, 141.
- <sup>8</sup> Eugen Roth: *Der Wunderdoktor*, in: Ders.: *Sämtliche Werke*. Frankfurt am Main 1995, Band 2: *Heitere Verse*. Zweiter Teil, 5–97, 86.
- <sup>9</sup> Wolf Biermann: *Preußischer Ikarus. Lieder · Balladen · Gedichte · Prosa*. Köln 1978, 92–93.
- <sup>10</sup> „Die Lebenswende“. *Das C. G. Jung Lesebuch*. Ausgewählt von Franz Alt. Olten – Freiburg i.Br. <sup>3</sup>1984, 144–164.
- <sup>11</sup> Gottfried Keller: *Das Fähnlein der sieben Aufrechten*. Novelle. Stuttgart 1984, 21–22.
- <sup>12</sup> Johannes Tauler: *Predigten*. Band I–II. Vollständige Ausgabe. Übertragen und herausgegeben von Georg Hofmann. Einführung von Alois M. Haas (*Christliche Meister*; Bd. 2–3). Trier <sup>3</sup>1987, Band. I, 136f.
- <sup>13</sup> Nikolaus von Kues: *Vom Sehen Gottes*. Ein Buch mystischer Betrachtung. Aus dem Lateinischen übertragen von Dietlind und Wilhelm Dupré. Mit einem Nachwort von Alois M. Haas (*Unbekanntes Christentum*), Zürich / München 1987, 35.

Sebastian Fiebig

# Von Goldgräbern, Gipsfiguren und Grillfesten

## Gedanken zum Engagement einer Pfarrjugend bei der städtischen Ferienpassaktion

In vielen deutschen Städten bieten in den Schulferien unterschiedliche Veranstalter daheim gebliebenen Kindern und Jugendlichen ein Ferienprogramm an: „Ferienpass“, „Ferienspiele“, „Ferienaktion“, „Ferientage“, „Stadtsommer“, „Kinderferienprogramm“ – die Namen dafür sind so bunt wie die Konzepte, die dahinterstehen. Häufig treten Städte und Gemeinden als Vermittler einer Programmvielfalt auf, die örtliche Vereine, Verbände, Firmen und Kirchengemeinden durchführen. Teilnehmende Kinder haben breite Auswahlmöglichkeiten: Da gibt es Bastelangebote, Kurzreisen, Sportangebote, Computerkurse, Ausflüge, Kinderkino, Kochaktionen und vieles mehr.

Als katholische Kirchengemeinde in Hamburg haben wir uns in die Ferienpassaktion der Städte Hamburg und Norderstedt eingebracht und drei Jahre lang Veranstaltungen angeboten. Als Kirchengemeinde waren wir im Programmheft eher exotisch. Die meisten Anbieter waren Sportvereine und städtische Jugendeinrichtungen. Wir weiteten unser Angebot jedes Jahr aus. Im ersten Jahr nahmen 83 Kinder an fünf angebotenen Veranstaltungen teil, im zweiten Jahr 146 bei sechs Aktionen und im dritten Jahr 235 an sieben Angeboten. Es war uns wichtig, uns im Programmheft von den Angeboten anderer Veranstalter abzuheben. Das war nicht schwer, denn die anderen Ankündigungen bestanden meist nur aus dem Titel und den dürftigsten Informatio-

nen. Wir haben versucht, mit kleinen Geschichten unseren Aktionen Attraktivität zu verleihen, schon die Einladung kindgemäß zu gestalten und damit Vorfreude zu wecken. Stellvertretend seien hier zwei Beispiele genannt:

Unsere Kirche liegt an der Hamburger Stadtgrenze in der Straße Schmuggelstieg. Es lag nahe, um die historischen Fakten eine Geschichte zu weben: „Schmuggelfest am Schmuggelstieg – Wer wohnte vor 200 Jahren am Schmuggelstieg in Ochsenzoll? Na klar doch – Schmuggler! Die haben nicht nur Ochsen geschmuggelt, sondern auch ganz leckere Dinge. Wir fühlen uns heute sehr schmuggelig. Vielleicht habt Ihr was passendes zum Anziehen? Wir werden unsere Schatzkisten aus den Verstecken holen und sie öffnen. Wir haben viel geschmuggelt, und deshalb ist es Zeit, ein Fest zu feiern. Da geht es hoch her. Aber vorher werden wir alle gemeinsam das Essen fürs Fest zubereiten und unsere Schmuggelkuhle dekorieren. Dort grillen wir Gaunerspieße und Ganovenwürstchen, essen Räubersalat und Grenzpudding. Im Lagerfeuer backen wir Kartoffeln und darüber Stockbrot. Mit Liedern und Schmugglergeschichten klingt unser Abend aus.“ Über siebzig Kinder nahmen an dieser Aktion teil, viele hatten sich standesgemäß verkleidet und alle hatten eine Menge Spaß.

Bei der folgenden Bastelaktion hätte die Kurzinfo „Wir basteln Gipsfiguren“ zwar ausgereicht, aber kindgemäß und spannend wäre sie nicht gewesen. Wir formulierten: „Das Gips doch nicht! – Gips doch! Mit Gips kann man mehr machen als Gipsverbände anlegen und Löcher spachteln. Wir werden kreativ: Gipsteddybären und Gipsmonde werden plötzlich bunt. Wir bemalen Gipsmuscheln als Kerzenständer und Gipsbilderrahmen für Eure Fotos. Auch mit anderem Zubehör lässt sich etwas Nettes zaubern: Kühlschrankschmagnet und Broschen. Die Auswahl zum Bemalen und Gestalten ist fast grenzenlos: Sonnen, Äpfel, Birnen, Schnecken, Seesterne und Häuser warten auf Euch.“

## **Ferien für daheim Gebliebene**

Erstes Ziel einer solchen Ferienpassaktion ist es, vielen Kindern und Jugendlichen schöne und erlebnisreiche Ferien zu bieten. Viele Familien können in den Sommerferien aus finanziellen Gründen nicht verreisen. Wenn dann die Schulfreunde in den Urlaub fahren, sind die daheim gebliebenen Kinder auf Angebote an ihrem Wohnort angewiesen. Es ist daher naheliegend, wenn ein Träger der Jugendarbeit sich hier im Rahmen seiner Möglichkeiten beteiligt. Auf die einzelnen Angebote übertragen heißt dies: Die Aktionen müssen preislich günstig sein. Auch Familien mit mehreren Kindern sollen es sich problemlos leisten können, bei den Veranstaltungen mitzumachen. Jeder, der wie die Kirchengemeinden mit ehrenamtlichen Mitarbeitern arbeitet, kann hier besonders scharf kalkulieren.

## **Pädagogische Ziele**

Neben diesem sozial-diakonalen Ziel gibt es noch weitere Gründe für ein Engagement, die hier nur schlaglichtartig auftauchen sollen: Kinder und Jugendliche brauchen Freiräume, die sie begeistern und bei denen sie Neues erfahren. Solche Veranstaltungen können ihre Sozialkompetenz, ihre Kreativität, ihre Persönlichkeit, ihr Urteilsvermögen stärken und fördern. Neugier wecken, Umweltbewusstsein entwickeln helfen, zu gemeinschaftlichem Verhalten motivieren, all das sind natürlich Ziele und Aufgaben jeder guten Pädagogik und daher auch in diesem Zusammenhang selbstverständliche Grundlage jeder verantwortlich gestalteten Jugendarbeit.

## **Kirche auf Seelenfang oder Zeitgenossenschaft?**

„Aber warum engagiert sich hier eine kirchliche Einrichtung?“ könnte man fragen. Und die Antwort mit den oben genannten Zielen ausschmücken. Und dann wäre er da,

der unausgesprochene Vorwurf: „Ihr wollt ja bloß missionieren!“ Nein, hier geht es nicht in erster Linie darum, Mitglieder zu werben, auch wenn Mission ein Grundauftrag der Kirche und kein Schimpfwort ist. Wenn Kinder nach den Ferien in einer Jugendgruppe mitmachen, freuen wir uns darüber sehr. Wenn sie ihr Interesse für den Glauben entdecken und ihn in einer Kirchengemeinde leben wollen, ist das eine großartige Folge. Aber wir empfinden unsere Arbeit nicht als fehlgeschlagen, wenn dies nicht eintritt. Wir machen mit, weil diese Arbeit ganz klar zu unserem kirchlichen Auftrag gehört. Kirche ist eben für den Dienst am ganzen Menschen zuständig, nicht nur für Rituale an einigen Lebenswenden. Dazu muss sie zuerst da sein, wo die Menschen sind, mit ihnen auf dem Weg sein und „Zeitgenossenschaft wagen“. Nicht nur dort, wo Leid ist, sondern auch in glücklichen Momenten. Indem die Kirche durch ihre Mitarbeiter an dieser Freude teilhat, kommt es zu Begegnungen, die tiefer gehen als ein oberflächliches Halli-Hallo, mit Kindern und auch mit mitkommenden Eltern. Die Vielen, die gekommen sind, haben die genannten Vorwürfe nie erhoben, sondern unsere Angebote dankbar angenommen.

Der Schlüssel heißt für mich „personales Angebot“ oder „Präsenz“. Ferienpassarbeit ist eine Form „niedrigschwelliger“ pastoraler Arbeit. Viele lassen sich an die Kirche nicht „heranführen“, sondern nur einladen. Wenn es nur die Erfahrung ist, dass die Kirche kein „langweiliger Haufen weltfremder Frömmeler“ ist, wie man sich es sich in seinem Knäuel von Vorurteilen immer gedacht hat, wenn das die einzige Erfahrung ist, die jemand auf diese Weise macht, dann finde ich das eine großartige Erfahrung. Wenn daraus mehr wird, um so besser. Es ist aber keine notwendige Bedingung.

## **Kurzfristige Erfolge oder langer Atem?**

Was ist der „Erfolg“ der Arbeit? Einerseits lässt er sich an Teilnehmerzahlen, Pressebe-

richten und persönlichen Rückmeldungen sehen und in Statistiken erfassen. Aber vieles scheint mir auch langfristig angelegt zu sein. Vielleicht haben wir es ein wenig verlernt, in langen Intervallen zu denken und schauen zu oft auf vermeintlich Objektives wie Statistiken oder direkten Auswirkungen der Teilnahme. Wann ist ein Ausflug, ein Bastelnachmittag, ein Gespräch sinnvoll? Wenn danach X neue Gruppenmitglieder zu „verbuchen“ sind? Oder wenn sich Kosten amortisieren? Kann ich so eine Frage überhaupt stellen? Eine Kosten-Nutzen-Rechnung finde ich in der Pastoral aus grundsätzlichen Erwägungen heraus schwierig, und dennoch muss jede kirchliche Arbeit Rechenschaft ablegen. Die Messlatte für den „Erfolg“ dieser Arbeit bei den Veranstaltungsbesucherzahlen anzulegen, halte ich für verfehlt, obwohl wir im Vergleich mit anderen Anbietern überdurchschnittlich gut besuchte Angebote hatten.

Wo die Menschen bei der Kirche sind, bei ihr und mit ihr Spaß haben, Gemeinschaft spüren oder einfach einen schönen Tag erleben, dort wandeln sich diese Erfahrungen in Erinnerungen. Das ist kein hochgestecktes Ziel, aber auch nicht wenig. Wir können und wollen dieses „Ergebnis“ nicht berechnen. Dazu wirkt es auch viel zu langfristig (aber die Kirche denkt ja in langen Zeiträumen...). Wenn aber der eine oder andere viel, viel später mal innehält und ins Nachdenken darüber kommt, was er als Jugendlicher im Sommer erlebt hat, dann freut uns das, wenn wir es denn je erfahren sollten. Wir möchten Kindern andere, eigene Erfahrungen mit der Kirche bieten, damit sie selber urteilen können in einer Zeit, in der sich manche von der Kirche abwenden.

## **Weitere Chancen und Schwierigkeiten**

Einige andere Aspekte sind auch wichtig: Wir haben in unserem Gemeindezentrum beste räumliche Möglichkeiten: eine Küche, einen großen Saal, viele Nebenräume, eine Kegelbahn, einen Grillplatz, einen Fußball-

platz, viel Wiese und Wald. Es wäre schade, wenn wir dieses Geschenk nicht nutzen würden und möglichst vielen zur Verfügung stellen. In der Gemeinde gibt es auch viele engagierte Jugendliche, die ihre Zeit für die Ferienpassaktion gerne einsetzen und ohne die eine solche Veranstaltungsreihe undenkbar wäre. Es macht auch für die Jugendleiter viel Spaß, etwas für Kinder und mit Kindern vorzubereiten, entstehen zu lassen oder zu feiern. Schließlich bietet die Ferienpassaktion noch ein Feld, in dem Jugendliche ausprobieren können, ob ihnen die Arbeit mit Kindern gefällt und ob sie nicht als Jugendleiter in diese Arbeit einsteigen möchten. Die Ferienpassaktion kann so ein Sprungbrett in die Jugendarbeit als Gruppenleiter werden.

Die größte und einzig wirkliche Hürde war es stets, eine genügend große Anzahl Betreuer in der Gemeinde zu finden. In den Sommerferien fand auch immer ein zweiwöchiges Zeltlager statt, das viele organisatorische und personelle Kräfte gebunden hat. Viele Jugendleiter waren darüber hinaus verreist. Manche Veranstaltungen führten wir eigentlich mit zu wenig Betreuern durch, zumal die Zahl der Teilnehmer höher war als vorher geschätzt. Solche Aktionen sind aber auch eine Chance, neue Mitarbeiter einzuführen. Für projektartige Veranstaltungen sind viel eher Ehrenamtliche zu finden als für langfristiges Engagement.

Eine weitere positive Wirkung ist nicht zu unterschätzen: Letztlich ist es immer eine großartige Chance für jeden Veranstalter, im Sommerloch öffentlichkeitswirksam die Werbetrommel zu rühren und in den Stadtmedien präsent zu sein. Gerade für eine Diaspora-Gemeinde ist es wichtig, von der Binnenorientierung einer Kuschelkirche wegzukommen und offensiv auf die Welt außerhalb des eigenen Kirchhofs zuzugehen.

## **Zeit für ein Resumé**

In den drei Jahren, in denen die Ferienpassaktion mit Beteiligung unserer Gemeinde durchgeführt wurde, haben über 460 Kin-

der und Jugendliche an unseren Aktionen teilgenommen. Die Zahl der von uns angebotenen Veranstaltungen, stieg von Jahr zu Jahr, und auch die Zahl der Teilnehmer wuchs stetig. Wir haben viele positive Rückmeldungen von Eltern, Kindern und Journalisten zu unseren Aktionen erfahren dürfen. Viele Kinder kommen zu mehreren Veranstaltungen, einige sind über die Jahre schon „Stammkunden“ geworden. Die Entwicklung ist ermutigend und lädt dazu ein, mit eigenen Konzepten selbst Erfahrungen zu sammeln.

Martin Lätzel

# Gottes Freundschaft in Briefen?

Es gibt so manche Tage, die werden einfach schöner dadurch, dass Post im Briefkasten liegt. Damit sind keine Rechnungen, Zeitschriften oder Wurfsendungen gemeint, sondern richtige Briefe. Briefe von Freunden oder Verwandten, die irgendetwas erzählen und berichten. Ein solcher Brief kann ein wahres Kunstwerk werden. Welche Briefmarke klebt vorne drauf? Die stupiden Rollenmarken, womöglich aus dem Automaten, oder eine aktuelle Sondermarke mit einem vielleicht auch noch zur Zeit oder zum Inhalt des Briefes passendem Motiv? Was für ein Umschlag wurde gewählt? Ist die Adresse mit der Hand geschrieben worden oder handelt es sich nur um einen computeranimierten Adressaufkleber? Diese scheinbaren Äußerlichkeiten können gerade dazu beitragen, den Inhalt des Briefes noch kostbarer erscheinen zu lassen. So wird aus einem eigentlich einfachen Brief etwas ganz Besonderes und der Briefkasten an der Haustür wird zur ganz persönlichen Schatzkiste.

## Gilbert Keith Chesterton

Der englische Konvertit Gilbert Keith Chesterton hat einmal über den Briefkasten geschrieben: „Das Wort ‚Briefkasten‘ ist unpoetisch. Aber die Sache Briefkasten ist keineswegs unpoetisch; sie ist der Ort, dem Freunde und Liebende ihre Botschaft anvertrauen, wohl wissend, dass, wenn es geschehen ist, die Botschaften sakrosankt sind und niemand, nicht nur die anderen nicht, sondern nicht einmal... man selbst, sie mehr anrühren darf. [...] Ein Briefkasten heißt nur Briefkasten; er ist ein Schrein menschlicher

Worte.“<sup>1</sup> Dieser „Schrein“ wird erst dann zum Schrein, wenn er etwas Besonderes (und eben nicht nur Rechnungen) in sich birgt. Der Briefkasten birgt die Botschaften der Menschen für einander in sich und wird damit zum Bewahrer von etwas ganz Wertvollem: Zeilen, die Menschen aneinander als Ausdruck ihrer Hochachtung (nicht umsonst unterschrieb man früher Briefe mit „Hochachtungsvoll“), des Respekts und der Zuneigung zueinander geschrieben haben. Ein Brief zeigt damit an: Du bist mir wichtig und dir vertraue ich meine innersten Gedanken und Gefühle an. Verborgен in einem Umschlag auf zwei Seiten DIN A4.

## Helene Hanff

Im Jahr 2002 ist mit gut zwanzigjähriger Verspätung einer der außergewöhnlichsten Briefwechsel, der je veröffentlicht worden ist, auf dem deutschen Buchmarkt erschienen. „84 Charing Cross Road“<sup>2</sup> ist nicht weniger als ein Dokument einer „Freundschaft in Briefen“, wie es auch im Untertitel beschrieben wird. Das Buch erschien zuallererst 1970 in einem New Yorker Verlag und wurde in den darauf folgenden Jahren im anglo-amerikanischen Sprachraum zu einem Kultbuch. Worum geht es in dieser wahren Geschichte? Die verarmte New Yorker Schriftstellerin Helene Hanff entdeckt 1949 in einer amerikanischen Literaturzeitschrift eine Anzeige des Londoner Antiquariates Marks & Co. in der Charing Cross Road, der „Bücherstrasse“ in der englischen Hauptstadt. Sie wendet sich schriftlich an den Händler, händeringend auf der Suche nach preiswerten Buchausgaben, die sie in ihrer Heimat entweder nicht bekommt oder aber nur in erbärmlichem Zustand aus der Bibliothek ausleihen kann. Ihr antwortet prompt Frank Doel, einer der bei Marks & Co. angestellten Buchhändler. Was so als einfache Geschäftskorrespondenz startet, entwickelt sich bis 1969 zu einem Briefwechsel, der von der Schönheit antiquarischer Bücher, von Lebensmittelspenden zu den Zeiten der Rationierung in Großbritannien bis hin zu

privatem Austausch führt. Immer wieder auch wird Helene Hanff von Doel und seiner Familie nach England eingeladen. Der Briefwechsel endet schließlich mit dem plötzlichen Tod Doels 1969 – begegnet sind sich die beiden Briefpartner bis dahin nie. Helene Hanff übergibt die Manuskripte einem Verleger, der sie schließlich als Buch veröffentlicht, welches die Autorin quasi über Nacht berühmt macht.

Es ist nichts Weltbewegendes aus diesen Briefen zu lesen. Sie handeln von Literatur, Eipulver und dem neuen Auto der Familie Doel. Aus ihnen sprechen jedoch Wärme und Zuneigung. Die Briefe sind damit Zeichen einer tiefen Verbundenheit zwischen den Schreibern und als solche haben sie ihren wahren Wert. Obwohl ihnen nichts Intimes eignet, kann Nora Doel, die Witwe des Buchhändlers, nach dessen Tod bekennen: „Manchmal, ich kann es Ihnen ja sagen, war ich ganz eifersüchtig auf Sie, da Frank Ihre Briefe so mochte, die, beziehungsweise einige davon, seinem Sinn für Humor entsprachen.“<sup>3</sup> Obwohl der Empfänger die Schreiberin nie zu Gesicht bekam, gelang es über die Briefe in eine Beziehung zu treten. Man kann sich ausmalen, mit welcher Freude der Londoner Buchhändler auf die Briefe aus Übersee reagierte. Der Brief brachte neben der Bestellung neue Informationen in sein Leben und jeder Brief brachte Frank Doel das Leben seiner Freundin – und damit sie selber – ein wenig näher.

So ist der veröffentlichte Briefwechsel ein schönes Zeichen für die Bedeutung, die ein ehrlicher Brief auch in den Zeiten von Telefax, SMS und E-Mail haben kann. Durch einen Brief drückt sich eine Form der Individualität aus, die elektronische Kommunikationsmedien nicht erreichen können. Durch diese Individualität schließlich lassen sich Beziehungen knüpfen und wird gegenseitig Teilhabe am Leben ermöglicht.

## Der Apostel Paulus

Einer der bekanntesten Briefeschreiber der Weltgeschichte war ohne Zweifel der Apo-

stel Paulus. In seinen Briefen hielt er Kontakt zu den verschiedenen christlichen Gemeinden, ermahnte, ermunterte und verkündigte die froh machende Botschaft. Paulus geht sogar noch ein Stück weiter. Nicht nur, dass er durch die Briefe die Botschaft transportierte, er ermuntert alle Christen selber zum Brief der Botschaft zu werden. „Fangen wir schon wieder an, uns selbst zu empfehlen? Oder brauchen wir – wie gewisse Leute – Empfehlungsschreiben an euch oder von euch? Unser Empfehlungsschreiben seid ihr; es ist eingeschrieben in unser Herz und alle Menschen können es lesen und verstehen. Unverkennbar seid ihr ein Brief Christi, ausgefertigt durch unseren Dienst, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern – wie auf Tafeln – in Herzen von Fleisch.“ (2 Kor 3,3) Christen versteht der Völkerapostel darin als lebendiges Empfehlungsschreiben Jesu Christi. In ihrem Leben und Wirken, in ihrem Sprechen und Feiern kann im wahren Sinne des Wortes die Frohe Botschaft abgelesen werden. Durch alle Zeilen im Leben der Christen soll die Liebe Gottes, die Jesus Christus verkündet hat, durchscheinen. Menschen als Christusbriefer werden somit selber zum Schreiben von etwas ganz Wertvollem: der Zuwendung Gottes zu dieser Welt und zu allen Menschen ohne Unterschied.

## Wir

Die Briefe, die wir (hoffentlich) schreiben, können ebenso Ausdruck dieser Zuwendung sein. Durch einen Brief bieten wir uns gleichzeitig als Dialogpartnerinnen und -partner an. Der Brief wird damit eigentlich zu etwas „Göttlichem“. Der geschriebene Brief kann dem jeweiligen Empfänger oder der Empfängerin das Gefühl geben: Du bist wichtig und an dich habe ich gedacht, als ich diese Zeilen schrieb! Ein Brief kann mit seiner Individualität und seinem Charakter der Hinwendung zum jeweils anderen eine Ahnung der Freundschaft Gottes zu den Menschen vermitteln. So wie dieser Briefe-

schreiber oder jene Briefeschreiberin an mich denken, ihr Leben mit mir teilen wollen und Interesse an meinem Leben zeigen, so will Gott uns nahe sein. Ein einfacher Brief lässt damit die Liebe und Zuwendung Gottes zu den Menschen erahnen. Ein kleines Zeichen, das somit eine große Wirkung entfalten kann. Es gibt Tage, die werden einfach schöner dadurch, dass Post im Briefkasten liegt, die besagt: An dich denkt jemand! Und sie erinnert mich schließlich daran, dass Gott ein Freund ist, der mich nie vergisst.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Gilbert K. Chesterton: Ketzer. Eine Verteidigung der Orthodoxie gegen ihre Verächter. Frankfurt/Main 1998, 38f.
- <sup>2</sup> Vgl. Helene Hanff: 84 Charing Cross Road. Eine Freundschaft in Briefen. Hamburg 2002.
- <sup>3</sup> Ebd., 147.

---

Markus Roentgen

# Das beinahe Verstummen vor einer über- mächtigen Welt

Reinhold Schneider zum 100. Jahr  
am 13. Mai 2003

---

Ein Wort des Propheten Jesaja sei dieser Glosse vorangestellt:

*„Aber gierig sind diese Hunde, sie sind unersättlich./ So sind die Hirten: / Sie verstehen nicht aufzumerken. Jeder geht seinen eigenen Weg/ und ist ausschließlich auf seinen eigenen Vorteil bedacht.“ (Jes 56,11)<sup>1</sup>*

Seine Augen auf den schwarz-grau-weißen Fotografien verlassen den Betrachter nie – sie sind so unendlich verlassen und darin aus namenlosen Tiefen gläubig, glänzenschwarz.

Ach, er hätte sich wohl verwahrt gegen einen solchen einnehmenden Blick auf sein nacktestes Selbst: Die bloße Pupille – der Ort des *DU*.

Reinhold Schneiders Gedenktag, der sich jetzt zur glatten Jubiläumszahl von „100 Jahren“ formt, ist Anlass, einen *gegenwärtigen* Dichter, Schriftsteller, Theologen (wie hätte er sich gegen diesen Titel gesträubt!), Historiker, Zeitzeugen, Monarchisten, Pazifisten, ... – Titel sind Schall und Rauch – zu zeigen.

Ich will ihn ganz verkürzt hier lichten, wie eine mitunter übersehene, unverkauft-alte Ware auf dem Markt (ehedem sehr geschätzt und vielbeachtet, zum Lebensende hin unverstanden und denunziert ob seines entschiedenen Einsatzes gegen eine Remilitarisierung Deutschlands, dann eingebettet ins abgestaubte Kulturgut der Vor- und Nachkriegszeit des verheerten letzten Jahrhunderts), damit jetzt, heute, er den wachen

Lesenden finde, den, den es hungert, in dem Schwall gegenwärtiger fader Geschwätzigkeit aus religiöser und kirchlicher und therapeutischer Belletristik (wo es vor Engeln nur so wimmelt), aus der Zweidimensionalität geläufiger Literatur, aus dem allgemein weitgehend belanglosen Elfenbeinturm wissenschaftlicher Theologie und Historie, die den Markt aktuellen Schreibens füttern, eine erstaunende, eine fundierte, eine genaue, skeptische, zweifelnd-denkende, hörend-sehende, eine zuletzt ganz leise-glaubende Stimme zu vernehmen.

Dazu, zur Aufforderung, Reinhold Schneider mit verstörtestem Herzen, mit wachster Aufmerksamkeit wieder zu lesen, ein einziges, ihn unverkennbar zeichnendes Wort, das im großen Werk des an der unverstehbaren Schöpfung, an der Geschichte, an seinem Dasein leidenden Menschen heraustritt – er, der sich verzehrte in ein Gesamtwerk aus Gedicht, Prosa, Roman, Drama, Essay, historisch-politisch-kirchlich-mystagogischem Tableau, aus Tagebuch und politisch eingreifender Rede, zuerst und zuletzt betend.

Ein Mann im mystischen Abgrund, in verzweifelter Bleibe.

Nur ein Wort!

Es sei dem Menschen im Alltag pastoraler Praxis und Reflexion unterbrechender Anhalt und darin Anregung, im Lesen der Spur Reinhold Schneiders die sperrige Gestalt für die Umkehr eigenen Tuns in dieser Zeit zu finden. In dem von Herbert Gorski unmittelbar nach dem Tod des Dichters am Ostersonntag, dem 6. April 1958, herausgegebenen Sammelband „Die dunkle Nacht“ von 1958 findet sich eine Erzählung unter dem Titel „Der Abgrund“ über einen stimmhaft angedeuteten, beinahe namenlosen Pilger (unverkennbar aber ist Ignatius von Loyola nachgestaltet, der ja selbst sein Lebenszeugnis „wie Gott ihn geführt habe“ als „Bericht des Pilgers“ zum Ende seines Lebens diktiert hatte), welcher, nach eigener zutiefst erfahrener und angenommener Anfechtung und Versuchung, folgendes Zeugnis an uns gibt:

*„Ich glaube, daß die Welt in der Stunde der Versuchung ist, und daß diese auf tau-*

*sendfache Weise geschieht. Jetzt müssen die wirken, die versucht worden sind. Nur wenige kennen den Feind. Nur wenige wissen, wie er zu wirken sucht. (...) Denn so groß ist die Macht des Bösen, daß er auch in den Seelen der Gläubigen den Glauben verdunkeln kann; daß wir unter seinem Schatten aller Gnade, aller Gewißheit, aller Gelöbnisse und erfahrenen Liebe vergessen und allein in den Abgrund hinunterstarrten, der ihm gehört. Dieses Leidens wird kein Ende sein. Es ist kein Reines, das sicher wäre vor Erniedrigung. Und doch, wenn ich die Wahl hätte, heute zu gehen in die Seligkeit – die ich ja nicht verdiene – oder durch viele dunkle Jahre auszuharren in meinem Dienst, so würde ich Gott bitten, mich auf der Erde zu lassen, denn ich glaube, daß dieser Dienst in einem noch so geringen Grade zum Ruhme Gottes geschieht.“<sup>2</sup>*

P.S. Sein schriftstellerisches Werk ist nicht ins Museum verbannt! Allein fünf Neuauflagen zeitigen unser Jahr 2003.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Mit diesem Schriftwort, hier zitiert nach der Einheitsübersetzung, das Reinhold Schneider in seine Erzählung über „Friedrich von Spe“ aus dem Jahr 1933 subversiv einfügt (Manuskript datiert vom 29.11.1933), gibt Schneider, gleich zu Beginn der Herrschaft des Hitler, ein programmatisches Wort, das die vielgeschundene (und zumeist fatal gedeutete) Hörigkeit gegen jedwelche Obrigkeit, gemäß Röm 13, markant konterkariert. Es ist – wie ein subversives Fanal – Aufruf zum Widerstand. In einer anderen Übersetzung lautet die Passage beim Propheten Jesaja: „Alle sind sie stumme Hunde, die nicht bellen können; träumend liegen sie da und lieben zu schlummern.“ Schneider hatte das Prophetenwort in der Friedrich von Spee gewidmeten Erzählung „Der Tröster“ so abgeändert: „er (Friedrich von Spee, wie Schneider ihn schreibt) wollte nicht unter der Zahl derer gefunden werden, die der Prophet verwirft, „da sie stumme Hunde seien, die nicht bellen können.“ Den jüdischen Propheten im Reich des Hitler als Kronzeugen aufzurufen, das war Schneiders Form, zu opponieren in der Aktualisierung des Vergangenen.

<sup>2</sup> Vgl. Reinhold Schneider, Die dunkle Nacht. Neun Erzählungen, hg. v. Herbert Gorski (= Katholische Dichter unserer Zeit Bd. III); darin die Erzählung: Der Abgrund. München 1958,

205–242. Zitat 237ff. Hierin findet sich auch die angemerkte Erzählung „Der Tröster“. Ebd. 156–181. Zu Reinhold Schneider s. auch meinen Beitrag: „Reinhold Schneider: Das Ende der Theodizee – Mensch auf der Schwelle: Die Relevanz gescheiterter Glaubensversuche“; Markus Roentgen, Alles verstehen hieße alles verzeihen ... Prolegomena zu Anlaß und Unmöglichkeit von theologischen Reflexionen nach Auschwitz. Ein Versuch. Bonn 1991, 69–82.

---

Michael Kunzler

# Gottes Werk und meine Gabe

## Theologische Überlegungen zum Mess-Stipendium

---

### Ein theologisch wenig aufgearbeitetes Erbe

Spätestens seit dem Spätmittelalter und der Reformation waren die theologischen Vorstellungen über das Messopfer, die von der Feier der Eucharistie hervorgebrachten Gnaden und über deren Applikation an die Stipendiengeber unklar. Der zum (real)symbolischen Denken unfähige Nominalismus, hatte die Einheit zwischen Kreuzes- und Messopfer völlig aufgelöst. Man fragte nach dem „Wert“ der Messe für Lebende und Verstorbene, nach den – den Stipendiengebern zu applizierenden – „Messfrüchten“ und konnte sich ein reales Messopfer nur als wirkliche Darbringung eines neuen Opfers neben dem Kreuz vorstellen. Die Messe wurde nicht mehr als das real gegenwärtige eine und einzige Opfer Christi gesehen, sondern als Werk des menschlichen und darum auch sündigen Priesters, der als solcher kein Opfer darbringen kann, das unbegrenzten Wert hätte. Infolgedessen hat eine Messe, die für mehrere Lebende und Verstorbene dargebracht wird, weniger Wert für den einzelnen, als wenn sie allein für ihn gefeiert würde.<sup>1</sup> Diese Sicht des Messopfers zur Erlangung einer begrenzten Gnadenmenge bestärkte noch die im Mittelalter verbreitete Vorstellung, man könne sich dessen Gnadenfrüchte durch die Gabe des Mess-Stipendiums „kaufen“.<sup>2</sup> Insgesamt war der Opfercharakter der Messe theologisch wenig reflektiert, wurde aber in den Messerklärungen für das Volk in einer Weise popularisiert, die den Protest der Reformatoren her-

aufbeschwören musste. Die Ablehnung des Messopfers bei Luther und den anderen Reformatoren ist auch vor dem Hintergrund dieser Entwicklung zu sehen.<sup>3</sup>

Eine theologisch befriedigende Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis zwischen Kreuzes- und Messopfer, nach der Verbindung zwischen der biblisch bezeugten Einmaligkeit und Allgenügsamkeit des Kreuzesopfers Christi und dem Opfercharakter der Messe ist erst durch die Mysterientheologie unseres Jahrhunderts möglich geworden. Ohne die Mysterienlehre führten die verschiedensten Messopfertheorien in eine Sackgasse: „Es scheint, dass sich das gläubige Denken in einem ausweglosen Dilemma befindet. Entweder ist die heilige Messe ein wirkliches Opfer, dann aber scheint die Einzigkeit des neutestamentlichen Opfers preisgegeben zu sein, oder es wird die Einzigkeit des Opfers des Neuen Bundes behauptet, dann aber scheint die heilige Messe nicht als Opfer bezeichnet werden zu können.“<sup>4</sup>

Mit einer vor der Hl. Schrift und der mit dem christlichen Osten gemeinsamen Tradition verantwortbaren Messopfertheologie<sup>5</sup> - wie sie die Mysterienlehre möglich gemacht hat - ist auch ein vertieftes Nachdenken über das Wesen des Mess-Stipendiums nicht nur möglich, es wird zudem auch mehr und mehr notwendig, soll weiterhin gelten, dass die Gläubigen ein besonderes Gebetsanliegen in die Messfeier einbringen und diesen Wunsch mit einer äußeren Gabe verbinden können.

## Vereindeutigte Opfervorstellungen

Gegenüber einem sich weiterhin verbreitenden Sprachgebrauch, der den Begriff des „Opfers“ einschränkt auf die tragischen „Opfer“ von Krieg, Gewalt und Unglücksfällen (entsprechend „le victime“ oder „the victim“ im Französischen bzw. Englischen), gilt es zunächst, an einem „kultischen“ Opferbegriff festzuhalten, wie er dem lateinischen Wort „sacrificium“ entspricht.<sup>6</sup> Die Religionsgeschichte konstatiert für alle Phasen der religiösen Entwicklung des Menschen

Opferhandlungen, durch die er mit seinen Gottheiten in Verbindung treten und sie für sich gnädig stimmen will. Das Opfer kann - in einen automatisch wirkenden Tat-Ergehens-Zusammenhang gebracht - als Ausdruck eines vom Menschen ausgehenden „do ut des“-Verhaltens missverstanden werden. Dass dieses dem Gottesbild der biblischen Offenbarung wenig entspricht, besagt die in der Hl. Schrift enthaltene Kultkritik selbst. Erinnert sei an Ps 50 (49) oder an die Kultkritik der Propheten, insbesondere die bei Amos.<sup>7</sup> Unabhängig davon kann aber die Definition Casels gelten: „Opfern“ ist zunächst eine Tätigkeit des Menschen, der seinen Gott anbetend verehrt: „Gott opfert nicht. Opfern ist eine Sache der Kreatur, die sich dadurch Gott frei zurückgibt. Opfern ist Streben nach Einheit, nach Ruhem in der erlangten Einheit.“<sup>8</sup>

## Die Umkehrung der Opferrichtung

Dennoch muss von einer Umkehrung der Opferrichtung gesprochen werden, denn auch beim Messopfer handelt zuerst Gott zum Heil der Welt. Im Mittelpunkt steht „der zum Kyrios gewordene Gekreuzigte“; sein Kreuzesopfer wird in der Messe gegenwärtig.<sup>9</sup> Diesem Vorrang der katabatischen Dimension entspricht eine „Umkehrung der Blickrichtung“ beim Messopfer: „Wenn wir im religiösen Sinn ‚Opfer‘ sagen, denken wir selbstverständlich von uns auf Gott hin. Die grundlegende neutestamentliche Aussage vom Opfer, also die Hingabe Jesu Christi, schaut genau umgekehrt. Die grundlegende und erste Aussage ist: Gott selbst handelt, er gibt hin, er schenkt, er ist der Initiator dieses Opfers, in welchem Versöhnung geschenkt wird.“<sup>10</sup> Ähnlich Ratzinger: „Das Opfer kommt selbst schon aus der menschengewordenen Liebe Gottes, so ist es immer schon von innen her ein Sich-Geben Gottes, in das er den Menschen hineinnimmt.“<sup>11</sup> Die Leitidee des Hebräerbriefes liegt auch der Kritik Luthers zugrunde, dass das Kreuzesopfer Christi das ein für allemal genügende Opfer ist, „in dem Gott uns selber, gegen die Ver-

geblichkeit unseres Kultes das wahre, ver-söhnende Opfer schenkt. Christlicher Kult kann daher nicht mehr im Darbringen eigener Gaben bestehen, sondern ist seinem Wesen nach Empfangen der einmal gespendeten Heilstat Jesu Christi, also Danksagung: Eucharistia.<sup>12</sup> Die Eucharistie ist das „Geschenk der Communio, in der der Herr uns zur Speise wird, wie sie die Hingabe Jesu Christi bezeichnet, der sein trinitarisches Ja zum Vater im Ja des Kreuzes vollendet und in diesem ‚Opfer‘ uns alle dem Vater ver-söhnt hat.“<sup>13</sup>

Gott „opfert“, indem er durch seinen an die Welt „geopferten“ (dahingegebenen) Sohn die Welt zu sich emporhebt – dies macht den realistischsten Sinn des Begriffes „Anaphora“ aus: „Nach-oben-Bringung“ bzw. „anaferein“ – „nach oben bringen“. Oder biblisch ausgedrückt: „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht zugrunde geht, sondern das ewige Leben hat“.<sup>14</sup>

## **Nur was Gott annimmt, kann erlöst werden.**

Dieses soteriologische Grundgesetz formulierte erstmals Irenäus von Lyon († 202): Was nicht von Gott angenommen wird, kann nicht geheilt werden – Quod non assumptum, non sanatum.<sup>15</sup> Es sollte – anders als in der abendländischen Satisfaktionslehre seit Anselm – die östliche Erlösungslehre zutiefst prägen.

Soll der Mensch vom ewigen Tod befreit werden, muss der Sohn Gottes den Tod auf sich nehmen und erleiden. Dies also ist der tiefste Sinn jener Umkehrung der Opferbewegung, die in Christus geschehen ist: Vom Vater in die Welt gesandt, mischt sich der Sohn in die Sünde, Krankheit und Todverfallenheit der Menschen ein, trägt als der göttliche Arzt ihre Krankheiten und Leiden am eigenen Leib aus; er heilt sie, schenkt den Menschen ewiges Leben in der Teilhabe am göttlichen Leben.

Wie ganz und gar wörtlich dieses Sicheinmischen zu verstehen ist, sagt ein liturgischer Text des byzantinischen Ritus: Christus ist auf Erden gekommen, gestorben, auferstanden und zum Himmel aufgefahren, um – wie eine Frau, die Brot bäckt – dem Teig der allen Menschen gemeinsamen sterblichen Menschennatur seine lebensschaffende Gottheit einzuwirken: „Mit lebensschaffender Hand ließ alle auferstehen Christus, Gott, der Lebensspender, aus den finsternen Gräften. Die Auferstehung hat er zuerkannt dem sterblichen Teige. Denn er ist der Erretter aller, die Auferstehung und das Leben und der Gott des Alls.“<sup>16</sup>

## **Alles für uns, aber nichts ohne uns.**

Wenn nur das im Menschen geheilt werden kann, was Gott selbst angenommen hat, dann muss ihm dies alles, was zum Menschenleben gehört, zur Heilung dargeboten werden. Um den Menschen zu erlösen, muss der Sohn Gottes ein wahrer Mensch werden, mit allem, was zum Menschsein dazugehört. Diese Darbietung des Menschseins an Gott geschah durch Maria, durch ihr „fiat“ zur Menschwerdung des Sohnes Gottes. Maria gab sozusagen dem lebendigen Gott ihre Menschheit als Gabe und Geschenk hin, damit aus ihr der Sohn Gottes als Mensch geboren und die Erlösung der Welt bewirken konnte.

## **Analog gilt dies auch für die Feier der heiligen Messe.**

Auch heute will der Vater seinen Sohn hingeben zum Heil der Welt. In jeder Feier der hl. Messe gibt der Vater erneut seinen Sohn dahin, nicht mehr aber in den Schoß einer menschlichen Mutter, nicht mehr als das Neugeborene in der Krippe, sondern im verwandelten Brot und Wein des Altarsakraments. Wie die erste Hingabe bei der Menschwerdung Christi, so hat auch die immer neue Hingabe des Sohnes Gottes auf den

Altären keinen anderen Zweck als das Leben der Welt.

Die Menschwerdung Christi konnte nur erfolgen, weil Maria ihren Teil dazu beitrug. Die Hingabe des Sohnes an die Menschen im Brot und Wein der Eucharistie kann nur erfolgen, wenn Menschen Brot und Wein zur Verfügung stellen. Von diesem so bescheidenen Tun der Menschen hängt heute und immer wieder das Heil der Welt ab: Gott der Vater kann seinen Sohn nicht erneut hingeben als ewiges Leben bewirkende Speise und Trank, als „Arznei der Unsterblichkeit“<sup>17</sup>, wenn Menschen nicht zur Feier der Eucharistie zusammenkommen, Brot und Wein auf den Altar legen, damit sie in den Leib und das Blut Christi verwandelt und von den Feiernden genossen werden.

Gott tut alles, aber nichts ohne uns: Nur wenn sich Menschen zur Feier der Eucharistie versammeln, wenn sie Brot und Wein hergeben, damit aus ihnen Leib und Blut Christi werden können, dann kann die Leben bringende Hingabe des Sohnes an uns in der Messfeier stattfinden. Darum gilt für die Menschwerdung Christi ebenso wie für die Feier der hl. Messe: Die Opferrichtung ist zunächst eine von oben nach unten, vom Vater an die Menschen, vom Himmel zur Erde. Aber diese Hingabe muss unten bei uns Menschen ankommen, sonst findet sie nicht statt. Sie braucht eine junge Mutter, die sich zur Verfügung stellt, ebenso wie sie Menschen benötigt, die zur Eucharistiefeier zusammenkommen und Brot und Wein darbringen.

## **Das Opfer des Hohenpriesters Christus**

Aber auch in die andere Richtung gab es ein Opfer; es vollzog sich auf dem Altar des Kreuzes und ging in die „klassische“ Richtung, also von unten nach oben, von uns Menschen zum himmlischen Vater.

Die entscheidenden Worte sind diejenigen des sterbenden Christus: „Es ist vollbracht“ (Joh 19,30), und: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist“ (Lk 23,46).

Es ist vollbracht, all das, weshalb „Christus seines Vaters Schoß verließ und kam auf Erden“, wie es ein Kirchenlied der Fastenzeit (GL Nr. 166) sagt. Und weiter im selben Lied: „Von einer Jungfrau auserkorn, ward er für uns ein Mensch geborn, er wollt der Mittler werden“. All das ist nun am Kreuz vollbracht, ein wahres und volles Menschenleben ist beendet, durchlitten, durchgetragen. Alles hat Christus in seiner Person angenommen; nun am Kreuz vollendet sich diese Annahme, da der Sohn Gottes auch des Menschen Todesschicksal auf sich nimmt.

Dann aber: Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist – will heißen: mich selber, deinen Sohn, nicht so, wie ich war vor aller Zeit, dir an ewiger Herrlichkeit gleich, angebetet von den Engeln und Heiligen, sondern so, wie ich geworden bin in einem Menschenleben mit wenigen Höhen und vielen Tiefen, mit meiner Erfahrung der Angst, des Zweifels, des Ausgeliefertseins, des Versuchtwerdens und jetzt auch der Todesangst. Jetzt bringt der ewige Sohn Gottes als der Hohepriester des Neuen Bundes dem Vater das einzige Opfer dar, das die Welt mit Gott für alle Zeiten versöhnt: Das Menschsein des ewigen Gottessohnes, Angst und Verzweiflung, Versuchtwerden und Sterben als etwas, das jetzt zum Sohn Gottes gehört für alle Ewigkeit, all das opfert er in der Stunde seines Todes aus Liebe seine himmlischen Vater auf.

Christus am Kreuz bringt ein wahres Opfer dar. Von unten nach oben, vom Menschen zu Gott. Dieser Opferakt vollendet sich in der Himmelfahrt. Hymnisch beschreibt Kyrillonas, ein syrischer Hymnendichter, dies so: „Mein Vater wartet, daß ich auffahre und die menschliche Natur mitbringe, die Tod und Teufel gefangenhielten. Die Engel warten, dass ich das verirrte Schaf, das durch mein Kommen gefunden wurde, mit mir bringe. Der Himmel wartet, dass ich auffahre und den irdischen Leib, der durch die Gnade Gottes verherrlicht wurde, mitbringe. Der Thron wartet, dass ich komme und mich auf ihn setze und zugleich mit mir Adam, der erniedrigt wurde und nun wieder erhöht ist. Die Wolke wartet, um mich vom

Berge hinwegzunehmen und den Sohn der Jungfrau zu tragen. Paradies und Garten erwarten, dass ich Adam zurückführe, damit er dort wieder herrsche.“<sup>18</sup>

## Opferanschluss – Anschlussopfer

Christus teilt die absolute Finsternis und Gottverlassenheit – das ist der Sinn des Satzes „Hinabgestiegen in die Hölle“, wie es früher im Glaubensbekenntnis hieß. Dort, wo es tiefer nicht gehen kann, vollzieht sich der Wendepunkt, steigt Christus auf aus dem Reich des Todes und der Finsternis, macht er seine Auferstehung kund und kehrt in die Herrlichkeit des Vaters zurück. Er bringt sein und unser aller Menschsein mit und lässt es in seiner eigenen Person Platz nehmen auf dem Thron der Dreieinigkeit.

Genau diesen Wendepunkt im Reich des Todes stellt die Osterikone der byzantinischen Ostkirche dar: Christus erscheint in der Hölle, er ergreift mit seinen beiden Armen stellvertretend für die ganze Menschheit die Ureltern Adam und Eva, um sie mit seiner eigenen Himmelfahrt empor zu reißen in das ewige Licht Gottes.

Darum geht es: Wir kommen nie anders zum Vater und damit zum ewigen Leben bei Gott, als „durch Christus, unseren Herrn“. Wir müssen die uns entgegen gestreckte Hand ergreifen und uns von ihm hochreißen lassen in den Himmel, uns seinem Opfer von unten nach oben anschließen. Nichts können Menschen von sich aus tun, um zu Gott zu gelangen, keine noch so wertvolle Opfergabe wirkt das ewige Leben; einzig dasjenige, das Christus dargebracht hat, als er Menschendasein einführte in die Lebensfülle Gottes. Dem Menschen bleibt nur das eine zu tun: Er muss die ihm entgegen gestreckter Hand Christi ergreifen und sich seinem Opfer anschließen. Gerade dies geschieht in der hl. Messe: Gottvater gibt seinen Sohn dahin – Geheimnis der Wandlung, das Opfer von oben nach unten. Aber auch Christus will in uns das Heil wirken, ewiges Leben geben und uns zum Vater

bringen – Geheimnis der Kommunion, in der sich das Opfer vollendet.<sup>19</sup>

## Was sonst noch auf der Patene liegt

Dass Gott in der Eucharistie das Heil wirken kann, hängt davon ab, dass Menschen die Gaben der Erde und der menschlichen Arbeit zur Verfügung stellen. Die Darreichung der Gaben war aber schon seit früher Zeit mit Gebetsintentionen verbunden. Um es so zu sagen: In der Hostienschale liegen nicht nur die für die Wandlung benötigten Brotstücke, sondern unsichtbar auch die vielen Sorgen, Nöte und Bitten derer, die sie für die Wandlung dargebracht haben.

Die byzantinische Ostkirche macht daraus sogar eine aus Stücken des geopferten Brotes kunstvoll angeordnete symbolische Versammlung des ganzen Gottesvolkes auf dem Opferteller: Um das „Lamm Gottes“ – das Brotstück, welches in den Leib Christi verwandelt und in der Kommunion ausgeteilt wird – geschart, liegen jene aus dem Opferbrot herausgeschnittenen Gedächtnispartikel der Gottesmutter, der Engel und Heiligen, aber auch der Lebenden und Verstorbenen, für die in der Eucharistiefeyer gebetet wird, damit sie so Anteil haben an dem Heil und Segen erlangen, den die heilige Feier bewirkt.<sup>20</sup>

Was verbietet es, diesen Gedanken auch auf unsere eigene Messfrömmigkeit anzuwenden: Auf der Patene oder Hostienschale liegen nicht nur die Hostien, die dazu bestimmt sind, in den Leib Christi verwandelt zu werden. Auch die Sorgen und Nöte, Ängste und Hoffnungen liegen gleichsam unsichtbar mit den Hostien in der Schale, in der Erwartung, dass der Herr heile, was krank ist, vergebe, wo Schuld vorliegt, ergänze, was fehlt und alles in seiner Liebe vollende.

Das Gabengebet, das der Priester am Ende der Bereitung spricht, fasst die zusammen mit der Erwähnung der irdischen, zur Wandlung bestimmten Gaben auch all die Gebetswünsche zusammen, die sozusagen mit in der Hostienschale liegen.

## **Doch nicht nur Brot und Wein allein**

Besondere Opferprozessionen kann man heute (wieder) bei außergewöhnlichen Gottesdiensten, insbesondere bei den Papstmessen erleben, wenn Menschen typische Produkte ihres Landes zum Altar bringen. Auch diese Gaben sollen zum Ausdruck bringen, wie die Menschen, die der Papst besucht, durch ihre Opfergabe in das Opfer Christi eingehen wollen. Es sind ja keine Höflichkeitsgeschenke an den Heiligen Vater, sondern Formen, mit denen die Menschen sich selbst, ihre Stadt oder ihr Land zum Ausdruck bringen wollen; sie alle, die dort als gläubige Christen wohnen, wollen sich dem Opfer Christi anschließen, das jetzt mit dem Papst gefeiert wird.

Natürlich werden diese Geschenke weitergeleitet an Bedürftige, Kranke und andere Menschen, denen damit neue Lebensmöglichkeiten eröffnet werden. Gleiches taten die Menschen schon im christlichen Altertum, als in der feierlichen Gabenprozession nicht nur die für die Eucharistie notwendigen Gaben von Brot und Wein dargebracht wurden, sondern auch viele andere Dinge, welche die Kirche für ihre karitative Arbeit benötigte. Im Grunde galten diese Gaben immer dem lebendigen Gott; und durch ihn erfuhren sie auch eine gewisse Wandlung, in gewisser Weise doch eine Sinnänderung: Die Armen und Bedürftigen erhielten die Gaben gleichsam zurück aus Gottes Hand.

### **Liturgisches Sponsoring**

Wir können uns kaum vorstellen, dass vor vielen Jahrhunderten die Feier einer festlichen Messe mit erheblichem Aufwand verbunden war. Weizenbrot und entsprechende Weinmengen, andere Bedürfnisse für eine würdige Feier der Liturgie kosteten immer schon etwas mehr. Es sind die Opfergaben des Volkes, ohne die – neben aller karitativen Aktivität und aller Sorge für den Lebensunterhalt der Priester – die Kirche keine feierliche Liturgie feiern kann.<sup>21</sup>

In der byzantinischen Ostkirche gibt es einen eindrucksvollen Brauch, der dies zum Ausdruck bringt: Bei der feierlichen Übertragung der schon bereiteten Gaben auf den Altar spricht der Priester oder Bischof ein Segensgebet und bekreuzigt die Gläubigen mit den noch nicht verwandelten Gaben in seinen Händen. Nach der Erwähnung von Papst, Patriarch, Metropolit und allen Klerikern heißt es dann: Euch, der „edlen, unvergeßlichen Stifter und Wohltäter dieses heiligen Gotteshauses und euer aller rechtgläubigen Christen gedenke Gott der Herr in Seinem Reich, jetzt und allezeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Diese kleine Segensbitte des Zelebranten ist gleichsam ein „Dankeschön“ für die Gaben und Spenden, welche eine feierliche Liturgie erst möglich machen. Es ist, als wolle er sagen: Es segne Gott euch in besonderer Weise und er gedenke aller eurer Anliegen und Nöte, die ihr es mit euren Gaben möglich gemacht habt, diese heilige Liturgie miteinander zu feiern.

Kaum einer, der heute im Pfarrbüro für einen geringen Betrag eine Messe „bestellt“, wird sich wohl bewusst sein, dass er im Grunde gar nichts anderes tut, wofür der ostkirchliche Priester oder Bischof heute noch „die edlen Stifter und Wohltäter“ besonders segnet.

### **Was meine Gabe ausdrücken soll: ICH will ins Opfer Christi eingehen.**

Trotz aller bedenklichen Entwicklungen und offenkundigen Missbräuche, die das Mess-Stipendium seit Jahrhunderten umgab, bleiben wesentliche Wahrheiten gültig, die den Kern des eucharistischen Geheimnisses berühren.

Gott will im eucharistischen Geheimnis der Welt seinen Sohn schenken und damit das Leben der Welt. Gott kann dieses Heil aber nur wirken, wenn Menschen sich zur Eucharistiefeyer zusammenfinden und Brot und Wein sowie alles andere zur Verfügung stellen, was eine Eucharistiefeyer benötigt.

Mit der Gabe, die jemand im Pfarrbüro bei der Bestellung einer Messe gibt, trägt er/sie dazu bei, dass eine heilige Messe gefeiert werden kann. Wie dieser Beitrag konkret aussieht, ist völlig belanglos. Wohl nur in den seltensten Fällen werden mit dem Geld tatsächlich Brot und Wein bezahlt. Aber auch die Priesterausbildung in den Missionen, der Unterhalt der Kirchen und die Bezahlung ihrer Mitarbeiter und vieles andere mehr tragen dazu bei, dass irgendwo in der Welt auch mit dieser kleinen, im Pfarrbüro abgegebenen Gabe von irgend einem Priester eine ganz konkrete heilige Messe gefeiert werden kann, die es womöglich ohne diese Gabe nicht gäbe. Eine Messe zu bezahlen, heißt also nach wie vor, dazu beizutragen dass das Opfer Christi Realität werden kann mit all den Auswirkungen für das Heil der Welt.

Aber auch das, was in früheren Zeiten die Menschen beim Abgeben ihrer Opfergaben taten, bleibt grundsätzlich gültig. Wie diese nennt man eine Intention: Die hl. Messe soll gefeiert werden für einen Lebenden oder Verstorbenen, in einem gewissen Anliegen. Und der Priester, der diese heilige Messe hält, muss sie in dem genannten Anliegen auch halten. Nach wie vor bleibt also gültig, dass jemand, der eine Messe bestellt, als er bzw. sie selbst, mit seinen/ihren Anliegen, Wünschen, Nöten und Bitten eingehen möchte in das Opfer Christi, die ureigenen Hoffnungen und Sehnsüchten in eine Hostienschale mit hineinlegen und Christus zur Verwandlung entgegenhalten möchte, ganz gleich, wo ein konkreter Priester bei der Gabenbereitung die Schale nach oben erhebt, um die Gaben der Erde und der menschlichen Arbeit Gott darzubringen, damit sie Leib und Blut des Herrn werden.

Dies bleibt trotz aller Missverständnisse und Fehlentwicklungen gültige Wahrheit: Jeder Christ kann und darf als er selber in das Opfer Christi eingehen und mit sich selbst seine Nöte und Hoffnungen vor den Herrn tragen. Ausgedrückt wird dies durch eine Gabe, die letztlich die Feier einer hl. Messe möglich macht.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Erwin Iserloh: Der Wert der Messe in den Diskussionen der Theologen vom Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert, in: ZKTh 83 (1961) 44-79, bes. 58-65.
- <sup>2</sup> Vgl. Josef Merk: Abriß einer liturgiegeschichtlichen Darstellung des Meßstipendiums. Stuttgart 1928, 94f.
- <sup>3</sup> Vgl. Erwin Iserloh: Gnade und Eucharistie in der philosophischen Theologie des Wilhelm von Ockham. Ihre Bedeutung für die Ursachen der Reformation. Wiesbaden 1956. Erwin Iserloh / Peter Meinhold: Abendmahl und Opfer. Stuttgart 1960. Notker Halmer: der literarische Kampf Luthers und Melanchthons gegen das Opfer der Messe, in: Divus Thomas 21 (1943) 63-78. Hans Bernhard Meyer: Luther und die Messe. Paderborn 1965.
- <sup>4</sup> Michael Schmaus: Das eucharistische Opfer im Kosmos der Sakramente, in: Burkard Neunheuser (Hg.): Opfer Christi und Opfer der Kirche. Die Lehre vom Meßopfer als Mysteriengedächtnis in der Theologie der Gegenwart. Düsseldorf 1960, 13-27.19.
- <sup>5</sup> Vgl. Martin Stuflesser: Memoria Passionis. Das Verhältnis von *lex orandi* und *lex credendi* am Beispiel des Opferbegriffs in den Eucharistischen Hochgebeten nach dem II. Vatikanischen Konzil (MThA 51). Altenberge 1998. Dazu ergänzend und weiterführend Thomas Witt: *Repraesentatio Sacrificii*. Das eucharistische Opfer und seine Darstellung in den Gebeten und Riten des Missale Romanum 1970. Untersuchungen zur darstellenden Funktion der Liturgie (PTHSt 31). Paderborn 2002.
- <sup>6</sup> Walter Burkert: Anthropologie des religiösen Opfers. Die Sakralisierung der Gewalt (Carl Friedrich von Siemens Stiftung, Themen XL). München <sup>2</sup>1987.
- <sup>7</sup> Vgl. Franz Josef Stendebach: Kult und Kultkritik im Alten Testament, in: N. J. Frenkle / F. J. Stendebach / P. Stockmeier / Th. Maas-Ewerdt: Zum Thema Kult und Liturgie. Notwendige oder überholte Ausdrucksform des Glaubens. Stuttgart 1972, 41-64.
- <sup>8</sup> Odo Casel: Das christliche Opfermysterium. Zur Morphologie und Theologie des eucharistischen Hochgebetes. Hg. v. Viktor Warnach. Graz-Wien-Köln 1968, 49.
- <sup>9</sup> Vgl. a.a.O. 136.
- <sup>10</sup> Theodor Schneider: Zeichen der Nähe Gottes. Grundriß der Sakramententheologie. Mainz <sup>6</sup>1992, 167.
- <sup>11</sup> Joseph Ratzinger: Das Fest des Glaubens. Versuche zur Theologie des Gottesdienstes. Einsiedeln 1981, 84.
- <sup>12</sup> Joseph Ratzinger: Ist die Eucharistie ein Opfer?, in: Concilium 3 (1967) 299-304. 300.
- <sup>13</sup> Joseph Ratzinger: Das Fest des Glaubens, 45f.

- <sup>14</sup> Joh 3,16, vgl. auch den Kehrvors zur Fastenzeit GL Nr. 177.
- <sup>15</sup> „Denn der göttliche Logos wäre nicht Fleisch geworden, hätte das Fleisch nicht gerettet werden sollen; wenn das Blut der Gerechten nicht hätte gefordert werden sollen, hätte der Herr es nicht zu eigen genommen.“ Adv. haer. V 14, 1 – SChr 153, 183, 8–10. Über die Wirkungsgeschichte des Grundsatzes sagt Ferdinand Gahbauer: „O admirabile commercium.“ Relecture zweier Antiphoneninterpretationen, in: ALw 27 (1985) 70–90.
- <sup>16</sup> Auferstehungskondakion im 6. Ton, vgl. Peter Plank / Katharina Sponsel: Chorbuch zur Göttlichen Liturgie. Würzburg 1992, 176. Zum griechischen Originaltext vgl. Paraklitike oder Oktoechos, Athen 1976, 257.
- <sup>17</sup> Ignatius von Antiochien, Epheserbrief 20,2 – Die Apostolischen Väter, eingeleitet, herausgegeben, übertragen und erläutert von Joseph A. Fischer (Schriften des Urchristentums. Erster Teil). Darmstadt 1981, 160f: „... und ein Brot brechen, das Unsterblichkeitsarzney ist, Gegen gift, daß man nicht stirbt, sondern lebt in Jesus Christus immerdar.“
- <sup>18</sup> Kyrillonas der Syrer: Zweite Homilie über das Pascha Christi: Bibliothek der Kirchenväter, hg. v. Bardenhewer, Schermann, Weyman, Bd. VI. München 1913, 41f.
- <sup>19</sup> Georg Bätzing: Die Eucharistie als Opfer der Kirche nach Hans Urs von Balthasar (Kriterien 74). Einsiedeln 1986, 107: „Wer sich von den Menschen ‚verzehren‘ lassen will, bedarf eines Mundes, der ihn ißt und trinkt, so faßt Balthasar die Analogie von Mahl und opfernder Selbsthingabe Christi zusammen mit dem opfernden Einverstandensein der Kirche in eins.“
- <sup>20</sup> Zur Proskomidie vgl. Michael Kunzler: Archieratikon. Einführung in Geist und Gestalt der bischöflichen Liturgie im byzantinischen Ritus der griechisch-katholischen Kirche der Ukraine. Paderborn 1998, 242–255.
- <sup>21</sup> Vgl. Josef Andreas Jungmann: Meßintention und Meßstipendium, in: Alfons Kirchgässner (Hg.): Unser Gottesdienst. Freiburg i.Br. 1960, 37–44.39f.; J. A. Jungmann: Missarum Sollemnia. Freiburg-Basel-Wien <sup>5</sup>1962, II, 53ff.
- HENRICI, Peter: „Tut dies zu meinem Gedächtnis“. Das Opfer Christi und das Opfer der Gläubigen, in: IKaZ 14 (1985) 226–235.
- ISERLOH, Erwin: Der Wert der Messe in den Diskussionen der Theologen vom Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert, in: ZKTh 83 (1961) 44–79.
- JUNGMANN, Josef Andreas: Meßintention und Meßstipendium, in: Alfons KIRCHGÄSSNER (Hg.): Unser Gottesdienst. Freiburg-Basel-Wien 1960, 37–44.
- KUNZLER, Michael: Brot und Wein. Sammlung und Opfer – Gedanken zur Gabenbereitung der Meßfeier. In: Erneuerung in Kirche und Gesellschaft. Ökumenische Zeitschrift für Glaubenserneuerung und Evangelisierung Heft 74, I. Quartal 1998, 33.
- KUNZLER, Michael: Leben in Christus. Eine Laienliturgik zur Einführung in die Mysterien des Gottesdienstes. Paderborn 1999.
- MERK, Josef: Abriss einer liturgiegeschichtlichen Darstellung des Meßstipendiums. Stuttgart 1928.
- NEGEL, Joachim: Nur als Gabe spricht das Ding. Zur theologischen Valenz der Opfertheorie von Gerardus van der Leeuw, in: ThGl 86 (1996) 458–487.
- NEUNHEUSER, Burkhard (Hg.): Opfer Christi und Opfer der Kirche. Die Lehre vom Meßopfer als Mysteriengedächtnis in der Theologie der Gegenwart. Düsseldorf 1960.
- RATZINGER, Joseph: Ist die Eucharistie ein Opfer?, in: Concilium 3 (1967) 299–304.
- RATZINGER, Joseph: Der Geist der Liturgie. Eine Einführung. Freiburg-Basel-Wien 2000.
- WITT, Thomas: Repraesentatio Sacrificii. Das eucharistische Opfer und seine Darstellung in den Gebeten und Riten des Missale Romanum 1970. Untersuchungen zur darstellenden Funktion der Liturgie (Paderborner Theologische Studien 31). Paderborn 2002.

## Weiterführende Literatur

- BALTHASAR, Hans Urs von: Ein Opfer, das nichts kostet? Eine Anfrage, in: IKaZ 14 (1985) 236–241.
- BÄTZING, Georg: Der Opfergedanke in der erneuerten Meßliturgie, in: LJ 39 (1989) 105–118.
- BERGER, Rupert: Die Wendung „Offerre pro“ in der römischen Liturgie (LQF 41). Münster 1965.

# Der Ökumenische Kirchentag in Berlin 2003

## Ein gemeinsames Glaubenszeugnis

„Du hast etwas ganz Wichtiges versäumt!“ – war nach der Rückkehr vielfach der Tenor der Begrüßung von Freunden und Bekannten, die die Tage von Berlin vom Abend vor Christi Himmelfahrt bis zum Sonntag vor Pfingsten nicht miterleben konnten. Nach jahrelanger Vorbereitung und vielfachen Schwierigkeiten gestaltete sich der erste Ökumenische Kirchentag als ein Fest des Glaubens und der Gemeinsamkeit für die mehr als 200 000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, ein Drittel davon junge Menschen unter 30 Jahren. Es war ein Ereignis, das es in dieser Form noch nie gegeben hatte und das auf Anhieb glückte.

Ich halte es für nützlich und notwendig, hier den Gründen für dieses Gelingen nachzugehen und die Frage zu stellen, welche Erwartungen der Kirchentag geweckt hat und welche Aufgaben im Blick auf die Zukunft der Ökumene in unserem Land zu erfüllen sind.

Gewiss gab es einige äußere Voraussetzungen zum Gelingen der Großveranstaltung, die in glücklicher Weise erfüllt wurden: das herrliche Wetter, die gute Infrastruktur der Stadt Berlin, insbesondere ihrer Verkehrsverbindungen, die Freundlichkeit der Berliner, vor allem der ungezählten Gastgeber, die den Kirchentagsbesuchern Unterkunft gewährten.

Wichtiger sind die inneren Voraussetzungen, die bei einer Veranstaltung dieser Größenordnung erfüllt sein müssen, soll sie gelingen.

## Eine Menge von Gesprächsangeboten

Vier gut ausgewählte Themenbereiche wurden auf dem Kirchentag in sehr professionell gestalteten Foren behandelt. Die ersten beiden zielten auf den Glauben und auf die Ökumene, der dritte auf die ethischen Konsequenzen des christlichen Glaubens, insbesondere angesichts neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse. Der vierte Bereich fragte nach den Möglichkeiten der Weltgestaltung in christlicher Verantwortung. Anordnung und Aufzählung dieser Themen lassen leicht erkennen, dass der Kirchentag keineswegs auf die Zurschaustellung modischer Effekte aus war, sondern die Menschen neu zur Mitte des Christseins führen wollte. Wer in Berlin dabei war, konnte erleben, dass genau dies von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern gern angenommen wurde.

## Gebet und Feier

Das zeigte sich in besonderer Intensität an der spirituellen Dimension des Kirchentages – in den überfüllten Kirchen und im geistlichen Zentrum. Die großen gemeinsamen Gottesdienste am Himmelfahrtstag auf dem Gendarmenmarkt und der gewaltige Abschlussgottesdienst am Sonntag vor dem Reichstag waren mitreißende und ergreifende Zeichen der gewachsenen geistlichen Gemeinschaft der Christen in unserem Land, während die konfessionell getrennten Eucharistie- bzw. Abendmahlsfeiern zu Christi Himmelfahrt und am Samstagabend aufwiesen, was noch nicht möglich war: Das Mahl des Herrn in Gemeinschaft zu feiern. Indes wurde speziell im Abschlussgottesdienst deutlich, dass die Christen nicht ständig das noch Fehlende beklagen, sondern das Gemeinsame leben wollen. Die Tauferneuerungsfeier mit dem so unterschiedlichen Lebenszeugnis dreier Mitwirkenden und die anschließende Segnung des jeweiligen Nachbarn mit dem Taufwasser mögen ungezählten alten wie jungen Teilnehmern als

Höhepunkt des ganzen Kirchentages erschienen sein. Während im Gottesdienst am Himmelfahrtstag die beiden Berliner Bischöfe Georg Sterzinsky und Wolfgang Huber noch getrennte Predigten hielten, gestalteten der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz beim Abschlussgottesdienst ihre Verkündigung als Dialogpredigt. Von großem Gewicht war auch, dass der griechisch-orthodoxe Metropolit für Deutschland das Evangelium aus Johannes 17 vortrug und eine junge Baptistin ihre Erfahrung mit der Erwachsenentaufe bezeugte. Die Gottesdienste des Kirchentages waren insgesamt ein großes Lob des Schöpfers und Erlösers und eine Glaubensbezeugung und -stärkung aller Teilnehmenden.

## Erträge des Kirchentages

Der erste Ökumenische Kirchentag hat alle Sceptiker widerlegt, die seit Jahren vom Stillstand der Ökumene sprechen oder davon, sie sei längst nur noch eine Sache einiger unentwegter Profis. Es wurde vielmehr sehr deutlich, dass das Miteinander der Konfessionen ein Anliegen erstaunlich vieler Christen ist, die seit langen Jahren schon in ihren Gemeinden, Verbänden oder Gesprächsgruppen Ökumene leben. Alle diese Menschen sind gewiss gestärkt nach Hause gefahren durch die Erfahrung, dass es so viele Gleichgesinnte gibt. Freilich ist ihnen auch das folgende Merkmal des religiösen Lebens in Deutschland bewusst: Die beiden Hauptkirchen der Stadt, die Hedwigskathedrale und der Berliner Dom, waren für die Kirchentagsgottesdienste meist viel zu klein. An gewöhnlichen Sonntagen hingegen wirken sie nicht selten leer, ja verlassen. Die schwindende Zahl der „normalen“ Gottesdienstbesucher betrifft freilich nicht in erster Linie die Ökumene, sondern das religiöse Leben der jeweiligen Gemeinden vor Ort.

Der Kirchentag hat sehr deutlich gemacht, dass die Christen in unserem Land auf Grund ihrer Botschaft und der Kompetenz

ihrer Repräsentanten Themen öffentlich zur Sprache bringen können und müssen, die hochaktuell sind. Sie haben Fragen zu stellen und Antworten zu geben, insbesondere zu allem, was die Menschenwürde und die Grundrechte jedes Menschen betrifft, auf die viele Suchende und Ratlose warten. Vielleicht wurde diese Erwartungshaltung am deutlichsten dadurch, dass zahlreiche Politiker und Politikerinnen zum Kirchentag kamen und auf den Podien Rede und Antwort standen. Wir Christen brauchen uns hinter unserer Botschaft keinesfalls zu verstecken. Freilich ist es notwendig, die christliche Botschaft auf eine Art und Weise zur Sprache zu bringen, die der heutige Mensch versteht und nicht gleich als moralische Nötigung aufzufassen geneigt ist.

## Ein verständlicher Wunsch

Für jemanden, der den Kirchentag nur aus der Ferne verfolgen konnte, mag es durch die Medienberichterstattung den Anschein gehabt haben, als habe sich das Geschehen in Berlin beinahe ausschließlich um die Frage nach dem gemeinsamen Herrenmahl gedreht. Das trifft in dieser Form sicher nicht zu. Es überwog, wie dargelegt, die Freude über die Möglichkeiten gemeinsamen Tuns, die jetzt schon zur Verfügung stehen. Gleichwohl wurde das gemeinsame Mahl immer wieder zum Thema, sei es unwillkürlich bei fast jedem Gottesdienst gleich welcher Konfession, sei es direkt in vielen Diskussionsveranstaltungen. Stellvertretend sei hier das Podium „Brot und Wein“ am Samstagmorgen genannt, bei dem auf der Grundlage einer Leserumfrage<sup>1</sup> deutlich wurde, dass sich die Auffassung vom Geheimnis der Eucharistie in seiner ganzen Mannigfaltigkeit unter katholischen und evangelischen Christen in bemerkenswerter Weise angeglichen hat. Zum selben Ergebnis kommt der katholische Leser, wenn er das jüngste offizielle Dokument der Evangelischen Kirche in Deutschland „Das Abendmahl“<sup>2</sup> aufmerksam studiert. Was dort über Sünde und Schuld, Opfertod und Sühne, Leib und Blut

Jesu Christi im Hinblick auf die hl. Eucharistie gesagt wird, kann auch ein Katholik nur begrüßen und als seinen eigenen Glauben bekennen.

Es bleibt die offene Frage nach dem kirchlichen Amt und seiner Bedeutung für die Feier des Herrenmahls. Dieses Problem muss jetzt ohne Vorbehalte verstärkt angegangen werden, das ist ganz offensichtlich der unausgesprochene Auftrag des Berliner Kirchentages. Die Theologen haben dazu seit langem vielfältige Vorarbeit geleistet; jetzt sind die Leiter der Kirchen aufgefordert, sich in Offenheit den Problemen stellen, vor allem den Chancen und Möglichkeiten, die sich für die Einheit der Kirche bieten. Am wichtigsten aber ist schließlich doch die Basis, also das Volk Gottes selbst. Wenn das Verlangen nach der Einheit am Tisch des Herrn so groß ist, wie es in Berlin bekannt und beteuert wurde, dann sollte sich dieses Verlangen zu allererst zeigen in einer lebendigen eucharistischen Praxis in der eigenen Kirche und Gemeinde. Parallel dazu sind kontinuierliche ökumenische Gespräche notwendig zwischen Freunden, Nachbarn und Nachbargemeinden mit dem Ziel, das eigene Verständnis, die eigene Glaubenserfahrung dem anderen nahe zu bringen und dessen Glaubenserfahrung und -verständnis immer mehr zu erfassen. Ökumenische Arbeit verwässert nicht die eigene Identität, sie ebnet nicht das eigene Glaubensverständnis ein, sondern vertieft es vielmehr, weil beide Partner im Gespräch vor der Notwendigkeit stehen, die eigene Überzeugung plausibel zu machen und das Gemeinsame in der Position des anderen zu suchen und zu finden.

Der Ökumenische Kirchentag 2003 in Berlin war ohne Frage ein wichtiger Meilenstein in der Gemeinschaft und im Miteinander der Christen in unserem Land. Der Wunsch der deutschen Bischöfe in ihrem Hirten-Wort vom Januar dieses Jahres, in dem sie das Motto des Kirchentages aufnahmen, hat sich offensichtlich erfüllt: „Ihr sollt ein Segen sein. Die Kirche soll und darf die Menschen segnen... Wenn getrennte Kirchen dies gemeinsam tun, kommt die wichtigste

Zielsetzung kirchlichen Handelns zum Tragen: die Menschen mit Gott und der Fülle seines Segens, den er uns in Jesus Christus geschenkt hat, in Berührung zu bringen.“ Schon um des Zieles willen, die christliche Botschaft vor den Menschen unserer Zeit glaubwürdig zu bezeugen, muss die ökumenische Arbeit auf allen Ebenen verstärkt weitergehen.

### **Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Was bedeutet mir die Feier von Eucharistie und Abendmahl. Eine Leser-Initiative der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“ (kath.) gemeinsam mit dem Magazin „Chrismon“ (evgl.). Freiburg 2003.
- <sup>2</sup> Das Abendmahl. Eine Orientierungshilfe zu Verständnis und Praxis des Abendmahls in der evangelischen Kirche. Gütersloh 2003.

---

# Literaturdienst

---

**Christoph Schönborn: Gott sandte seinen Sohn. Christologie. Lehrbücher zur katholischen Theologie, Band VII. Bonifatiusverlag, Paderborn 2002. 372 S.; 34,90 EUR.**

**Christoph Schönborn: Jesus als Christus erkennen. Impulse zur Vertiefung des Glaubens. Herder, Freiburg 2002. 144 S.; 14,90 EUR.**

**Christoph Schönborn: Mein Jesus. Gedanken zum Evangelium. Molden Verlag, Wien 2002. 283 S.; 19,80 EUR.**

„Christ nennt sich von Christus. Sein Wesen steht und fällt mit dem Wesen Christi“ schreibt Hans Urs von Balthasar (Wer ist ein Christ, Einsiedeln 1965, 58). Diese unmissverständliche Aussage kommt mir in den Sinn bei drei Büchern des Wiener Erzbischofs Christoph Kardinal Schönborn, die im Herbst 2002 erschienen sind.

Ein Thema in drei verschiedenen Büchern des gleichen Autors. Die oft zu hörende Klage über die unverständliche Sprache der Kirche, insbesondere ihrer Theologen, findet hier eine hilfreiche und lobenswerte Antwort. Während das erste der drei Bücher an Studenten der Theologie sowie an theologisch geübte Leser gerichtet ist und sich bestens anbietet zum persönlichen Studium und Weiterbildung eines jeden Seelsorgers, zielt das zweite Buch eher den interessierten Laien an und den, der mit geistlicher Literatur sein eigenes religiöses Leben vertiefen will. Das dritte Buch schließlich hat seine eigene Geschichte. Vor jedem Sonntag hat Kardinal Schönborn in einer Wiener Tageszeitung (Kronenzeitung) einen kurzen Text zum Evangelium des Sonntags geschrieben für die Leser dieser Zeitung. Er habe das Angebot der Zeitung trotz mancher Kritik angenommen, denn „was kann schöner sein, als Woche für Woche einer so großen Schar an Lesern das Wort der Frohen Botschaft anzubieten und einige Anregungen beizusteuern, damit es wirklich »Wort des Lebens« sein kann, das Gottes Licht und Liebe mitten in unser oft mühevoll und lastenschweres Leben hineinträgt?“ schreibt Kardinal Schönborn im Vorwort (17).

Grundanliegen des Autors ist der ganze Glaube an Jesus den Christus. In jedem der drei Bücher macht er deutlich, dass der Glaube das volle Christusbekenntnis will, wie es die Kirche seit den Anfängen selber glaubt und lehrt.

Bevor Christoph Schönborn Bischof wurde, war er Professor für Dogmatik und Ostkirchenkunde in Fribourg/Schweiz, ein ausgewiesener Kenner der Patrologie. Besonders sein unübertroffenes Buch „Die Christusikone“ (deutsch: Schaffhausen

1984) ist dafür Beleg. Im vorliegenden Band zur *Christologie* entwickelt er auf dem Boden der kirchlichen Überlieferung seine Gedanken, durchaus kritisch abgegrenzt gegenüber anderen heute bekannten Jesusbüchern. „Das Bemühen der Bibelwissenschaft, in immer neuen Anläufen trotz aller historisch-analytischen Zergliederung so etwas wie eine anschauliche, historisch glaubwürdige Gestalt Jesu zu gewinnen, hat zweifellos unseren Zugang zur historischen Wirklichkeit Jesu enorm bereichert, sie plastischer hervortreten lassen. Und dennoch fehlt es oft an einer Zusammenschau, in der Exegese und Dogma, historische Betrachtung und glaubenswissenschaftliche (=theologische) Schau nicht auseinanderklaffen“ (17).

Schönborn stellt sich durchaus kritisch den Anfragen unserer Tage, die er im Einleitungskapitel deutlich anspricht, wenn er von den Krisen der Neuzeit spricht. Auch in den einzelnen Kapiteln geht er immer darauf ein. In einer Vorbemerkung zum Hauptteil seines Buches begründet Schönborn, warum er entgegen den meisten neueren Christologien nicht beim Osterereignis ansetzt, sondern streng dem Glaubensbekenntnis der Kirche folgt, wie es in Nicäa und Konstantinopel verkündet und bis heute in der Kirche gebetet und geglaubt wird. Das Pauluswort „Gott sandte seinen Sohn“ (Röm 8,3; vgl. Gal 4,4.) umfasst gewissermaßen alle darin gemachten Aussagen. „Daraus folgt der Aufbau des Hauptteils. Die fünf Kapitel spiegeln die heilsgeschichtliche Ordnung wider. Es wird die Frage nach dem Gottessohn gestellt, und zwar in der Reihenfolge der Artikel des Glaubensbekenntnisses, erstens nach der Präexistenz, zweitens nach der Menschwerdung, drittens nach dem irdischen Weg, viertens nach der Passion und schließlich fünftens nach der Verherrlichung des Gottessohnes. In den einzelnen Kapiteln werden jeweils die *biblischen* Aspekte des Themas erarbeitet. Aus dem Reichtum der *Tradition* der Kirche, ihrem Leben, ihrer Theologie, ihrer Liturgie wird exemplarisch geschöpft. Die christliche *Erfahrung*, besonders der Heiligen, bildet als Ort der Christusbegegnung immer wieder den Hintergrund“ (61).

In der Tat ist es ein großer Reichtum, was aus den Quellen der noch ungeteilten Christenheit vor allem, der Kirchenväter und der Konzilien von Nicäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalcedon, aber auch durch die erhellende Kommentierung des Anselm von Canterbury, durch das Bedenken der Kreuzestheologie Martin Luthers und immer wieder die hilfreichen Verweise auf Thomas von Aquin zum Nachdenken angeführt wird. Dabei korrespondiert dieser Schwerpunkt durchaus mit Autoren unserer Tage auf katholischer, orthodoxer und evangelischer Seite.

Themen, die heute schnell in den Hintergrund gedrängt werden, werden hier ins rechte Licht gerückt, etwa die Frage der Gottheit Jesu. Die aria-

nische Versuchung zeitgenössischen Sprechens von Jesus wird enttarnt (I. Kapitel), das Gleichgewicht von wahrer Gottheit und Menschheit eingehend behandelt, dabei wird gerade auch die jüdische Theologie sehr ernst genommen. So, wie hier etwa die Kindheitsevangelien Jesu bei Lukas und Matthäus besprochen werden, ist dies eine hilfreiche Anregung für die Verkündigung, in der die Frage zum Beispiel der Jungfrauengeburt nicht bis hin zur Aufweichung verwässert wird (II. Kapitel). Breiten Raum in der Darstellung nimmt das irdische Leben Jesu ein, eine wahre Theologie des Lebens Jesu (III. Kapitel).

Gerade im Blick auf „das Herzstück des christlichen Glaubens an Vergebung, Versöhnung und Erlösung, die stellvertretende Sühne Jesus Christi am Kreuz“ (Hermann Josef Lauter, in: *Lebendige Seelsorge*, Heft 2/3, 2002, 113) wird hier bei Schönborn entgegen dem Trend, dass dieses Geheimnis immer weniger gepredigt und vermutlich auch geglaubt wird, mit Anselm, Luther und Thomas von Aquin die Erlösungslehre eingehend behandelt (IV. Kapitel). Auf dem Hintergrund des bisher Bedachten ist der Abschnitt über die trinitarische, ekklesiologische und soteriologische Bedeutung der Auferstehung Jesu besonders lesenswert. Es wird deutlich, wie christliche Lebenspraxis und der Glaube an Jesus den Christus nicht voneinander zu trennen sind (V. Kapitel). An der kleinen These von Lisieux wird schließlich das theoretisch Bedachte im Leben und Glauben einer Heiligen noch einmal verifiziert (Epilog). Eine ausführliche Literaturübersicht sowie ein Personen- und Sachregister runden das unbedingt empfehlenswerte Buch ab.

Das zweite der genannten Bücher ist entstanden aus der Dokumentation von neun ausführlichen Katechesen, die der Wiener Erzbischof zwischen September 2000 und Juni 2001 gehalten hat. Einmal im Monat lädt er schon seit einigen Jahren „zu einer Stunde der Stärkung des Glaubens in den Wiener Stephansdom ein, wo er in regelmäßiger Abfolge Fragen des Glaubens angeht und aus dem reichen Schatz der Tradition in heutiger Sprache Antwort zu geben sucht“ (9). Für die Veröffentlichung sind die Katechesen gestrafft und redaktionell überarbeitet.

Die Katechesen sind folgenden Themen gewidmet: „Gott ist dreifaltig einer“, „Gott – allmächtig und ohnmächtig?“, „Was heißt göttliche Vorsehung? Gottes Güte und das Böse“, „In keinem anderen ist Heil... (Apg 4,12). Die Einzigkeit Jesu Christi“, „Die eine Kirche und die vielen Konfessionen“, „Zeichen und Wunder Jesu“, „Er ist wahrhaft auferstanden (Lk 24,34) Auferstehung Jesu – Auferstehung der Toten“, „O Maria hilf! – Vom Sinn der Marienverehrung“, „Hoffnung über den Tod hinaus“. Lassen die Überschriften auch ein sehr weitgespanntes Themenspektrum erahnen, so ist doch jedes Kapitel christologisch geprägt. Es geht in allem darum, Jesus als Christus zu erken-

nen, wie der Titel des Buches einladend formuliert.

Wer die einzelnen Themen für sich vertiefen will, hat dazu auf wenigen Seiten zum Beschluss vielfältige Hinweise zum Weiterlesen. Ein Buch, das jeden geistlich aufgeweckten Leser bereichert.

Das dritte Buch Schönborns, das ich empfehlen möchte, lässt sich nicht in der Weise vorstellen wie die beiden ersten. Es ist eher ein geistliches Lesebuch, das man etwa zur Einstimmung in den Sonntag in einer Zeit der Stille und Besinnung lesen kann, das aber auch geistlichen Gruppierungen und Gemeinschaften zu empfehlen ist, die für ihre Treffen ein geistliches Wort zu Beginn suchen. Schönborn konstatiert, dass allen Gegenströmungen und Angriffen zum Trotz die Evangelien nichts von ihrer Glaubwürdigkeit eingebüßt haben. Auch heute noch können wir wie die einfachen Leute in Galiläa feststellen: „Noch nie hat ein Mensch so geredet wie dieser Mensch redet“ (Joh 7,46). Um dies auch heute möglichst vielen Menschen zugänglich zu machen, sind hier die Evangelien der Sonn- und Feiertage des Lesejahres A (Matthäusjahr) abgedruckt, dazu Erläuterungen und Gedanken, die zur persönlichen Begegnung mit dem Wort und der Person Jesu führen sollen. Schönborn schreibt: „Ich wage es, dieses Buch „Mein Jesus“ zu nennen, nicht im Sinne eines Besitzanspruches, als könnte ich Jesus für mich und meine Ideen vereinnahmen. Ich verstehe diesen Titel eher im Sinne einer Anrufung, eines Gebetes, einer Bitte, ihn besser kennen zu lernen, ihn tiefer zu verstehen und vor allem ihn mehr zu lieben. Ich wage diesen so persönlichen Buchtitel in der Hoffnung, dass die Leser ihrerseits ermutigt werden, Jesus als den ihren anzusprechen. Nichts und niemand könnte uns stärker verbinden“ (15). Das Buch kann zu einem wirklichen Begleiter durch das Jahr werden. *Bernhard Auel*

**Georg Bier: Die Rechtsstellung des Diözesanbischofs nach dem Codex Iuris Canonici von 1983. Reihe „Forschungen zur Kirchenrechtswissenschaft“. Hg. Norbert Lüdecke und Helmuth Pree, Band 32. Echter Verlag, Würzburg 2001. 480 S.; 28,80 EUR.**

„Ein ‚Handbuch‘ für den Bischof?“ überschreibt ein Kirchenrechtler seine Rezension und ein anderer Kanonist die seine mit „Diözesanbischofe – Verwaltungsbeamte des Papstes?“ zu einer Veröffentlichung, die als Habilitationsschrift von Georg Bier an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn vorgelegt wurde. Ihr Titel lautet: „Die Rechtsstellung des Diözesanbischofs nach dem Codex Iuris Canonici von 1983“. Wer in der Zusammenfassung und als Abschluss den Satz liest „Die allgemeinen kodikarischen Bestimmungen zum Episkopat und zum Diözesanbischofsamt sowie die normative Ausgestaltung dieses Amtes

in den kodikarischen Bestimmungen zeichnen den Diözesanbischof rechtlich als *päpstlichen Beamten*“ (Herausstellung durch den Rezensenten), wird mehr als erstaunt sein und sich nun erst recht an die Lektüre der umfangreichen Arbeit machen. Der Rezensent erinnert sich vor allem an einen Ausspruch von Michael Schmaus, damals Dogmatiker in München, dass nach den Aussagen des Konzils die Bischöfe nicht mehr als Verwaltungsbeamte und Statthalter des Römischen Stuhles anzusehen sind. Hatte Schmaus sich geirrt? Oder führte der Weg vom II. Vaticanum bis zur Veröffentlichung des Codex Iuris Canonici 1983 zu einem ganz anderen Ergebnis? G. Bier weist in der Einleitung zu seiner Untersuchung darauf hin, dass über die Wiederherstellung der bischöflichen Rechte (vor allem durch „Christus Dominus“ Art. 8) in der Kanonistik fast Konsens besteht. Man sprach von einer „pro-episcopalen Tendenz“ (H. Schmitz); vor dieser Form der Aufwertung wurde aber auch gewarnt.

Die Untersuchung ist in fünf Kapitel aufgegliedert, wobei nach der zusammenfassenden Bewertung des Verfassers vor allem das erste Kapitel, mit der Überschrift „Theologische und ekklesiologische Grundlagen des Diözesanbischöfliches nach dem CIC“ und das dritte Kapitel überschrieben mit „Die Gewalt des Diözesanbischöfliches als Hirte seiner Diözese“, von größtem Interesse sind. Aber auch die Fragen nach Eignung und Bestellung des Diözesanbischöfliches (zweites Kapitel), seine überdiözesane Verantwortung (viertes Kapitel) und schließlich die Behinderung und der Verlust des Bischofsamtes (fünftes Kapitel) sind interessant gestellt und auch kanonistisch sehr ausführlich und korrekt abgehandelt.

Wie aber steht es um die theologische und damit ekklesiologische Grundlage des Bischofsamtes? Bei der Lektüre der Arbeit wird zunächst einmal deutlich, dass der Verfasser an den Gesetzestext herangeht, ihn analysiert und interpretiert. Dabei lässt er sich nicht auf die Versuchung ein, Gesetzestexte „im Sinne“ des II. Vatikanischen Konzils oder „im Geiste“ des Konzils zu interpretieren. Vor einer solchen Art der Interpretation hatte schon vor Jahrzehnten Georg May, der frühere Mainzer Kanonist, sehr scharf gewarnt und dabei die Frage gestellt, was denn überhaupt „Geist des II. Vatikanischen Konzils“ sei. Bier geht es darum, mit dem „Handwerkzeug“ des Kanonisten ausgestattet Texte zu lesen und zu deuten. Er orientiert sich ganz schlicht am Text. Es geht um „Exegese“ der Texte im eigentlichen Sinne.

Eine für seine These grundlegende, von der Sache gerechtfertigte Unterscheidung ist die zwischen „Bischöfsstand“ und „Bischofsamt“. Diese These stellt er schon im ersten Kapitel seiner Arbeit vor. Der „Bischöfsstand“ ist durch die Bischofsweihe begründet und betrifft damit alle Bischöfe, für die auch die theologischen Aussagen des II. Vatikanischen Konzils zutreffen – unabhän-

gig vom konkreten „Bischofsamt“. Die kritischen Anmerkungen Biers zielen nicht auf den „Bischöfsstand“, sondern auf das konkrete „Bischofsamt“, das dem Diözesanbischof – ihm gelten die Untersuchungen von Bier – übertragen ist. Dieses „Bischofsamt“ wird durch den Papst verliehen. Es ist nicht wie der „Bischöfsstand“ unverlierbar, denn es kann auch wieder genommen werden (durch Resignation, Versetzung, Absetzung). Im ersten Kapitel der Arbeit ist eigentlich substantiell schon alles gesagt, was zur These Biers, die er auch hier schon anspricht, hinführt. Entscheidend ist seine Unterscheidung, die man m. E. nachvollziehen muss, die Unterscheidung zwischen „Bischöfsstand“ und „Bischofsamt“. Auf den Diözesanbischof treffen beide Begriffe zu.

Wenn auch die Grundthese von Bier durch seine gründliche Analyse der Texte schwer angreifbar erscheint – wobei die Frage bleibt, ob sie so prononciert ausgesprochen sein muss (Diözesanbischöfe als „päpstliche Beamte“) –, so muss sich Bier doch auch einige Kritik gefallen lassen. Ist seine Auffassung richtig, dass das sogenannte „Konzessions-Recht“ (seit dem Tridentinum) nicht doch durch das seit dem II. Vaticanum bestehende „Reservations-Recht“ abgelöst wurde? Der Rezensent bezweifelt diese Auffassung, wenn auch gerade in der letzten Zeit die Reservationen des Hl. Stuhles z. B. beim Strafrecht ausgeweitet wurden. Ist das „Remonstrationsrecht“ der Bischöfe tatsächlich ausgeschlossen, wie Bier feststellt? Hier bestehen beim Rezensenten Bedenken (vgl. die Untersuchungen von H. Müller und H. J. F. Reinhardt).

Wenn man als Kanonist, der das Konzilsgeschehen, die Konzilsaussagen zum Bischofsamt und die anschließende Einordnung in das kirchliche Gesetzbuch mit Offenheit und Bereitschaft erlebt und verfolgt hat und die Arbeit von G. Bier liest, wird man nachdenklich. Bier trägt seine These auf der Grundlage reicher theologischer und theologisch/kanonistischer Untersuchungen aber vor allem durch die Vorstellung der Konzilstexte und der Texte des CIC vor. Er macht es dem Leser nicht leicht, Widerspruch zu seiner These anzumelden, auch wenn einige kritische Einwände berechtigt sind. Es bleibt die Frage, ob man ihm folgen sollte oder unbedingt widersprechen muss.

*Heribert Heinemann*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Und sollten nun einige unter uns ehrlich sagen müssen: wir haben nichts gehört, und sollten andere vielleicht ebenso ehrlich glauben sagen zu müssen: wir haben unendlich viel gehört – so laßt mich dem beiden gegenüber eine große Sorge aussprechen, die sich mir die ganze Konferenz über mit wachsender Schwere aufgedrängt hat: ist es nicht in allem, was wir hier miteinander geredet haben, immer wieder erschreckend deutlich geworden, daß wir der Bibel nicht mehr gehorsam sind? Wir haben unsere eigenen Gedanken lieber als die Gedanken der Bibel. Wir lesen die Bibel nicht mehr ernst, wir lesen sie nicht mehr gegen uns, sondern nur noch für uns. Wenn diese ganze Tagung hier einen großen Sinn gehabt haben soll, so wäre es vielleicht der, uns zu zeigen, daß wir ganz anders die Bibel lesen müssen, bis wir uns wiedertreffen.

*Dietrich Bonhoeffer*  
in einer Ansprache auf der  
internationalen Jugendkonferenz  
in Gland am 29. August 1932  
(aus: ders., Antwort auf unsere Fragen.  
Gedanken zur Bibel. Gütersloh 2002)

## Gebet des kleinen Jakob

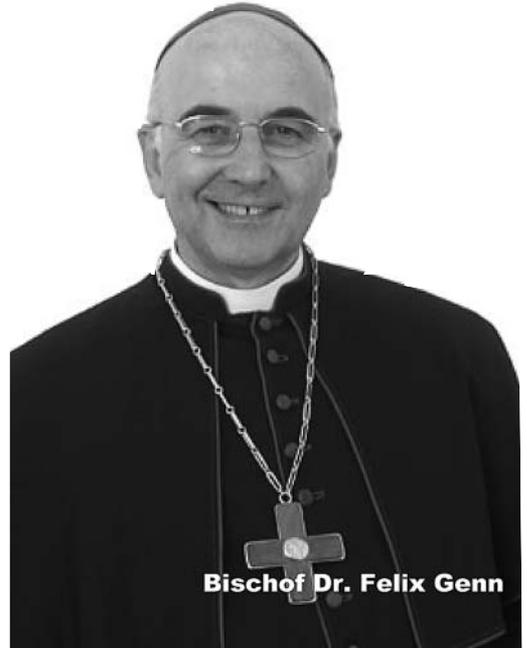
Lieber Gott,  
das war heute ein schöner Tag.  
„Danke schön“ dafür.  
Der war so schön, weil ich...  
Immer, wenn ich die Oma sehe,  
denke ich daran, Dir „danke schön“ zu sagen.

Aber wenn ich nicht „danke schön“ sage,  
war der Tag auch schön;  
dann vergesse ich nur, „danke schön“ zu sagen.

Das kannst Du Dir merken,  
dass ich eigentlich immer „danke schön“ sagen möchte.

*Pfr. Wolfgang Pollmeyer, Bergisch Gladbach*

## In eigener Sache



Herzlich gratuliert die Redaktion des Pastoralblatts im Namen aller Leserinnen und Leser **Dr. Felix Genn** zu seiner Einführung als neuer Bischof von Essen. Wir wünschen ihm, dem früheren Spiritus Rector der Trierer Hl. Rockwallfahrt, mehrjährigen Regens des Seminars Studienhaus St. Lambert in Lantershofen und Weihbischof des Bistums Trier Gottes Geist in Fülle, dass er ihn auf seinem Weg zu den Menschen des Bistums Essen begleite, ihm stets das von Gott her rechte Wort eingebe, weiser Ratgeber in allen Entscheidungen und Stärke sowie Tröster in schwierigen Situationen sei.